

stimme

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

92

Herbst 2014

EUR 5,50

ISSN: 2306-9287



Gutnachbarschaftlich

» von alten und neuen
Wohnformen

Kann ich einen kaputten Computer zurückgeben?

Wer hilft mir, wenn die Telefonrechnung zu hoch ist?

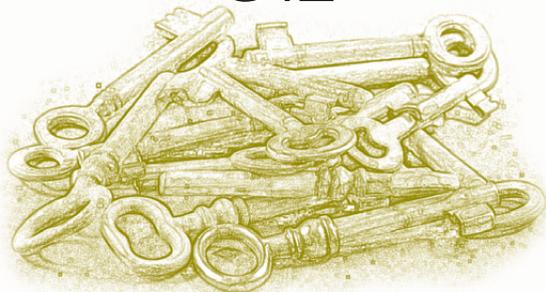
Wie vergleiche ich Kredite?



Alles Wissenswerte zum Thema Einkauf, Internetshoppen, Smartphone und Handy, Wohnen, Auto und vieles mehr auf:  konsumentenfragen.at
Das Konsumentenportal des Sozialministeriums



BUNDESPRESSEDIENST  ÖSTERREICH



Impressum

STIMME ist das vierteljährliche Vereinsblatt der Initiative **Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten).

Medieninhaberin und Verlegerin: **Bürgerinitiative Demokratisch Leben**, Jahnstraße 17, 6020 Innsbruck |

Tel.: (+43 512) 586 783

Herausgeberin und Redaktion: **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten | ZVR-Zahl: 393928681) | Gumpendorfer Straße 15/13, 1060 Wien, Tel.: (+43/1) 966 90 01 | office@initiative.minderheiten.at | stimme@initiative.minderheiten.at

Chefredakteurin: **Gamze Ongan**

Redaktionelle Mitarbeit: **Vida Bakondy, Beate Eder-Jordan, mh, Ursula Hemetek, Cornelia Kogoj, Anita Konrad, Sabine Schwaighofer, Jana Sommeregger, Gerd Valchars, Vladimir Wakounig**

Kolumnen: **Hakan Gürses, Erwin Riess, Vida Bakondy**
Grafisches Konzept, Artdirektion & Illustrationen: **fazzDesign** (Fatih Aydoğdu) | fazz@fazz3.net

Lektorat: **Nikolaus Stenitzer** | www.zeichenweise.com

Herstellung (Repro & Druck): **Donau Forum Druck Ges.m.b.H.**, Walter-Jurmann-Gasse 9, 1230 Wien | office@dfd.co.at

Verlags- und Erscheinungsort: **Innsbruck** | Verlagspostamt: 6020 Innsbruck

Anzeigen: **Helga Kovrigar** | office@initiative.minderheiten.at

Abo-service: **Kai Kovrigar** | abo@initiative.minderheiten.at

Jahresabo: **EUR 20,-** Inland, **EUR 30,-** Ausland (für Vereinsmitglieder kostenlos), Einzelpreis: **EUR 5,50**

Web: **www.initiative.minderheiten.at**

www.zeitschrift-stimme.at

Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.

04 | **Aushang**
Kurzmeldungen

05 | **Editorial**
Gamze Ongan

06 | **Stimmlage**
Da draußen ...
Hakan Gürses

08–10 | **Wohnen im Wandel**
Zur Geschichte der Arbeiterunterkünfte in Wien
Duygu Özkan

11–12 | **Von der sozialistischen Utopie zum „Sozialfall“?**
Der Bedeutungswandel des sozialen Wohnbaus
Alexandra Siebenhofer

13–15 | **Ein Dorf mit sieben Stockwerken**
Leben im Wohnprojekt Wien
Michaela Moser

16–17 | **Spielball von Interessen**
Der Gemeindebau und die Politik der Zugehörigkeit
Julia Mourão Permoser

18–19 | **Weltstadtpreise in Innsbruck**
Eine Beschwerdestelle für das Recht auf Wohnen
Stephan Blaßnig

20–23 | **Die Zeit heilt nicht alle Wunden**
20 Jahre Psychosoziales Zentrum ESRA
Jana Sommeregger

24–25 | **„Der Stacheldraht ist noch da.“**
Rede zur Feier an der Gedenkstätte des KZ Loibl Nord
Erwin Riess

26 | **Conchita Wurst**
Ein Gespräch von Vlatka Frketic und Persson Perry
Baumgartinger in Berlin, Wien und dazwischen

28–29 | **Nachlese**
The Sound of Protest
Petra Permeser

30–31 | **Spurensicherung**
Planquadrat – „Gastarbeiterquartiere“ im Visier
Vida Bakondy

32–33 | **Lektüre**
Rezensionen

Offenlegung gemäß §25 Mediengesetz: **STIMME - Zeitschrift der Initiative Minderheiten** ist das vierteljährliche Vereinsblatt der Initiative **Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) mit der grundlegenden Richtung gemäß §2 und §3 der Vereinsstatuten, die Kommunikation und das Zusammenleben von Minderheiten und Mehrheiten durch die Selbstdarstellung von Minderheiten und ihrer Organisationen, durch Interviews, Erfahrungsberichte, wissenschaftliche Beiträge, Buch-, Periodika- und Tonträgerbesprechungen, aktuelle Nachrichten und Veranstaltungshinweise bzw. -berichte auf medialer Ebene zu fördern. Die **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) ist Mitglied der Bürgerinitiative Demokratisch Leben (Medieninhaberin) und Herausgeberin der Zeitschrift. Die Finanzierung der Zeitschrift erfolgt durch öffentliche Subventionen, Mitgliederbeiträge, Abonnements und freiwillige Spenden. Die Adressen der Medieninhaberin und der Herausgeberin sind im Impressum angeführt.



„Babies are born in a perfect way“

Das Intersex-Referat der HOSI Salzburg veranstaltet am **7. und 8. November 2014** anlässlich des „Intersex Solidarity Days“ **die erste Inter*Tagung Salzburg**.

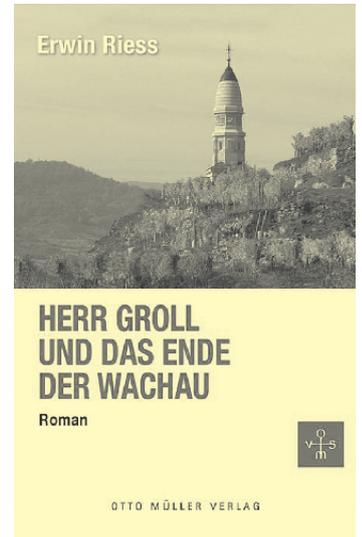
Zwischengeschlechtlich geborene Personen sind Teil unserer Gesellschaft. Intersex ist jedoch mit Tabu und Sensationsgier behaftet. Kinder, deren Geschlecht nicht in die Zweigeschlechternorm passt, werden noch immer medizinisch „angepasst“. Das sind in den allermeisten Fällen nicht notwendige, sondern rein kosmetische und irreversible Operationen an nicht einwilligungsfähigen Menschen. Weltweit setzen sich Interessengemeinschaften dafür ein, Kinder so aufwachsen zu lassen, wie sie sind, um somit ihnen das Recht auf eine „offene Zukunft“ zu ermöglichen.

Die österreichweit erste Tagung zum Thema Intersex/Zwischengeschlecht hat es sich zur Aufgabe gemacht, Berufsgruppen wie Mediziner*innen, Hebammen, Therapeut*innen, Pädagog*innen, Beratende, Vertreter*innen von NGOs etc. einen ent-pathologisierenden und menschenrechtsbasierten Zugang zu vermitteln. Mit den öffentlichen Abendprogrammen wird ein Zeichen für Enttabuisierung und Informationsvermittlung gesetzt: Nach dem Motto: „Why don't change minds instead of bodies?“

Für Programm und Anmeldung:
<http://intertagung-salzburg.at>
intersex@hosi.or.at

Hinter der Weinidylle

Der neue Roman von Erwin Riess, **Herr Groll und das Ende von Wachau**, ist im Otto Müller Verlag erschienen. In der nächsten Stimme-Ausgabe holen wir die Rezension nach. Bis dahin gibt es die Möglichkeit, eine der Lesungen in Wien, Klagenfurt oder Wiener Neustadt zu besuchen:



30.10.2014 | 19:00 Uhr |
 Buchhandlung Heyn,
 Kramergasse 2, **Klagenfurt**

13.11.2014 | 20:30 Uhr |
 Buchhandlung Erbkönig,
 Strozsigasse 19, **1080 Wien**

15.11.2014 | 16:30 Uhr |
 „Buch Wien“
 Messegelände Halle D, **1020 Wien**

17.11.2014 | 19:00 Uhr |
 Stadtbücherei, Ferdinand-Porsche-Ring 3, **Wiener Neustadt**

04.12.2014 | 19:00 Uhr |
 Klagenfurter Ensemble,
 Messeplatz 1, Messehalle 11, **9021 Klagenfurt** (Klavier: Davorin Mori)

12.12.2014 | 19:30 Uhr |
 Arena Bar, Margaretenstr. 117,
1050 Wien (mit Robert Streibel)

Das Theaterstück von Erwin Riess **Der Zorn der Eleonore Batthyány**, das im März 2014 Premiere hatte, wird ab 22.10.2014 wiederaufgenommen. Winterpalais des Prinzen Eugen, Himmelpfortgasse 8, **1010 Wien**.

Näheres unter
www.belvedere.at
 Kartenbestellungen unter
c.haschke@belvedere.at

Die Initiative Minderheiten und das Depot Wien laden ein zur

PODIUMSDISKUSSION
 am **29.10.2014**,
 19:00 Uhr im Depot,
 Breite Gasse 3, **1070 Wien**

Bewegungsfreiheit

Das Integrationspotenzial von Sportstrukturen

Sportvereine von Minderheiten und Migrant_innen sind aus dem österreichischen Sportgeschehen nicht mehr wegzudenken.

In den letzten Jahren hat sich einiges dazu getan. Doch welche Sportstrukturen fördern Integration und welche verhindern sie? Diese Fragen werden anhand von Praxisbeispielen diskutiert.

Mit:
Emese Dörfler-Antal, ehemalige Eisschnellläuferin / „Life Goes On“-Organisatorin
Blaško Papić, Kultur- und Sportverein Zagreb Wien
Alexander Schneider, Caritas Wien – Projektleiter Käfig League
Christoph Witoszynskyj, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Kinderrechte und Elternbildung
Moderation:
 Angela Wieser, Initiative Minderheiten

Wohnen in Österreich: Neben dem trauten Eigenheim, der Eigentums- oder Genossenschaftswohnung bedeutet das auch Gemeindebau. Vor allem in der Metropole Wien. Die Stadt Wien besitzt – verwaltet durch die öffentlich-rechtliche Unternehmung Wiener Wohnen – ca. 220.000 Gemeindewohnungen und ist somit die größte Hausverwaltung Europas. Ein starkes Viertel der Wiener Bevölkerung (ca. 500.000 Menschen aus 170 verschiedenen Herkunftsländern) wohnt in über 2300 Gemeindebauten.

International anerkannt, bewundert und hochgelobt, ruft der Gemeindebau heutzutage auch Assoziationen wie soziale Missstände, Bildungsferne und Gewalt ab. Die „Stadt in der Stadt“ wird zunehmend zum Schauplatz ethnifizierter Konflikte. Während für die einen vordergründig die „Sorgen und Ängste“ der Alteingesessenen ernst genommen werden müssen, ist der Gemeindebau für die anderen schlicht und einfach ein Ort des Rassismus.

In der Hausordnung der Berliner „BauBeCon Immobilien GmbH“ aus dem Jahr 2002 findet sich neben Hinweisen zu Ruhezeiten, Lärmbelästigung oder Tierhaltung auch der folgende Passus: „Die Mieter verpflichten sich zum gutnachbarschaftlichen Zusammenleben mit allen Bewohnern und ihren Gästen. Dies gilt unabhängig von Geschlecht, Abstammung, Rasse, Sprache, Heimat und Herkunft, Glauben sowie religiösen oder politischen Anschauungen.“ Eine – wenn auch nicht vollständige – Recherche in hierzulande gängigen Hausordnungen ergab keinen vergleichbaren Passus. Jedenfalls nicht in der Hausordnung von Wiener Wohnen für Gemeindebauten. Vielleicht eine Anregung?

In unserem Schwerpunktheft zum Thema Wohnen erwarten Sie jedenfalls Beiträge zum sozialen Wohnbau und mehr:

Duygu Özkan geht den Wohnverhältnissen Ende des 19. Jahrhunderts in Wien nach. Sie stellt fest, dass nicht nur damals, sondern auch in den 1960er Jahren vor allem die zugewanderten Werkstätigen – zuerst aus Böhmen und Mähren, später aus der Türkei und aus Jugoslawien – in menschenunwürdigen Zuständen wohnen mussten.

Einen historischen Streifzug – diesmal durch den Wiener kommunalen Wohnbau – unternimmt auch **Alexandra Siebenhofer**. Sie untersucht den Wandel des „sozialen“ am sozialen Wohnbau – von den

1920er Jahren bis hin zur Fertigstellung des letzten Wiener Gemeindebaus im Jahr 2004.

Michaela Moser ist begeisterte Bewohnerin des Wohnprojekts Wien im neuen Stadtteil am Nordbahnhofgelände. Sie erzählt von der Entstehung ihres „Dorfes mit sieben Stockwerken“ und dessen soziokratischer Organisationsstruktur.

Living Rooms nannte sich ein Forschungsprojekt (2010-2012), das sich mit der politischen Mobilisierung von Zugehörigkeit in Gemeindebauten beschäftigte. **Julia Mourão-Permoser** berichtet von den Projektergebnissen, die vor dem Hintergrund der anstehenden Wiener Wahlen wieder an Brisanz gewinnen.

Von Wiens sozialem Wohnbau nach Tirol: Innsbruck ist zwar keine Weltstadt, doch die extrem hohen Mietpreise lassen daran zweifeln. **Stephan Blaßnig** berichtet von der Errichtung einer Beschwerdestelle als Teil des politischen Kampfes für leistbares und menschenwürdiges Wohnen für alle.

Auch in **Vida Bakondys** Kolumne *Spurensicherung* geht es um Wohnen. Ihre Analyse von zwei Fotos aus den Jahren 1974 und 1975 gibt Zeugnis nicht nur von Elendsquartieren, sondern auch von sicherheitspolizeilichen Kontrollen zur Fassung und Abschiebung von Migranten und Migrantinnen ohne geregelte Arbeits- und Aufenthaltsgenehmigung.

Anstelle von **Groll** finden Sie diesmal den Abdruck der Rede von **Erwin Riess** anlässlich des 20. Jahrestages der Eröffnung der Gedenkstätte KZ Loibl Nord am 14. Juni 2014.

War der Sieg Österreichs beim Eurovision Song Contest 2014 und die kollektive Euphorie um Conchita Wurst wirklich der Sieg einer für Vielfalt offenen Gesellschaft? Wir baten **Persson Perry Baumgartinger** und **Vlatka Frketic** um ihre Einschätzung. Die Antwort mussten sie erst in einem Gespräch aushandeln.

Mit einer Reportage von **Jana Sommeregger** gratulieren wir schließlich dem psychosozialen Zentrum ESRA zum 20. Gründungsjahr.

In eigener Sache

In den ersten drei Ausgaben dieses Jahres haben wir uns mit den Themen Mehrsprachigkeit, Fernsehen und Wohnen auseinandergesetzt. Mit einer Vorschau auf die Ausstellung „Romane Thana – Orte der Roma und Sinti“ in unserer Winterausgabe schließen wir das Jahr 2014 ab. Wir können somit auf 23 Jahre **Stimme** als einzige minderheitenübergreifende Zeitschrift in Österreich zurückblicken.

Die Finanzierung unserer Zeitschrift setzt sich aus Förderungen und Abo-Beiträgen zusammen. Aufgrund der Kürzung der Förderungen um ein Viertel sind wir jedoch mehr denn je auf Ihre Abo-Beiträge angewiesen. Zur Vereinfachung der Zahlung haben wir nun auf unserer Website www.zeitschrift-stimme.at einen Abo-Button errichtet und freuen uns auf Ihren Besuch.

Interessante Lektüre
und einen angenehmen Herbst wünscht
Gamze Ongan | Chefredakteurin

Da draußen ...

In den Hollywood-Action-Filmen gibt es zwei entscheidende Momente. Einmal, wenn die furchtlose Heldin unmittelbare Gefahr wittert und – in deutscher Synchronisation – „Oh mein Gott!“ ruft. Dann, wenn der nach einigen Morden machtlose Held seinem Ärger Luft macht und schreit: „Irgendwo da draußen läuft ein Mörder frei herum!“

Im vergangenen Sommer wurden wir ZeugInnen von drei Kriegen auf einmal: in Palästina/Israel, in der Ukraine und in Irak/Syrien. Täglich lasen, hörten und sahen wir Berichte von sterbenden Kindern, zerstörten Spitälern und brennenden Häusern. Angesichts dieser geballten Gewalt mussten wir wie im Film „Oh mein Gott!“ rufen, wenn auch die Gefahr nicht unmittelbar uns selbst betraf.

Die beiden erstgenannten Regionen befinden sich heute in einem verhältnismäßig friedlichen Zustand; das Kriegsfeuer glüht dort indes weiterhin unterirdisch. Im dritten Fall sind wir hingegen Tag für Tag mit neuen, immer unmenschlicher werdenden Taten der Terrororganisation „Islamischer Staat“ konfrontiert. Wir sehen uns die grausamen Bilder im Fernsehen und auf Social Media an, hören und lesen von Massenmorden, Vergewaltigungen, zerstückelten Leichen, Zerstörungen – und sagen verärgert: „Da draußen läuft eine Mörderbande frei herum!“

Wir schauen zu, wie Tausende Menschen, vor allem Kurden und Kurdinnen, einem scheinbar religiös motivierten Vernichtungskrieg ausgeliefert sind. Wir, BürgerInnen der Insel der Seligen, können diesen maskierten IS-Männern nichts anhaben, die vor laufender Kamera Menschen enthaupen. Wir schauen zu, nicht nur ihrem martialischen Erscheinungsbild und ihren grausamen Verbrechen, sondern auch der leidvollen Spur, die ihre Untaten im Nahen Osten hinterlassen: Hunderttausende flüchten vor dem Terror des IS in die Nachbarstaaten oder in andere Landesteile, die ihnen als vergleichsweise sicher erscheinen.

Wir spüren unsere Machtlosigkeit. Wir sind über all das wohl aufrichtig verärgert und ... ja, was tun wir eigentlich?

„Die sollen sich von denen distanzieren!“ Das war die erste Reaktion, die ich in medialen Kommentaren und eilig organisierten Podiumsdiskussionen zu diesem Thema im Sommer wahrnahm. *Die*: das sind hiesige MuslimInnen; *denen*: damit sind die „Dschihadisten“ des Islamischen Staats gemeint. Parallel zu dieser Aufforderung wurde das Thema „Rekrutierung von jungen Moslems in Österreich“ erneut aufgegriffen. Normale und von Hand „bedeckte“ Fotos der beiden Wiener Mädchen mit bosnischen Eltern setzten der Sache in Österreich heute die Krone auf. Tagaus, tagein bevölkern seither

Dutzende „ExpertInnen“ verschiedene Fernseh-„Talks“ – im Übrigen auch in Deutschland –, um sich über die wahren Gründe der Anfälligkeit muslimischer Jugendlicher für eine islamistische Rekrutierung auszutauschen. (Ihre Bildungsferne, ihre schlechten Deutschkenntnisse sowie ihr ohnehin schon unerträgliches Macho-Gehabe in Schule und Kindergarten sind nebst „Internet“ und „Hetz-Imame“ einige Erklärungsansätze, die ich in den letzten zwei Monaten beim Vorbeizappen aufschnappen konnte.)

Kaum später wurde das Thema „islamische Gefahr in Europa“ zum medialen und politischen Schwerpunkt. Während im Irak und in Syrien Kurden und Kurdinnen, darunter auch viele gläubige MuslimInnen, gegen den Islamischen Staat und dessen von „christlichen Staaten“ geschenkte Waffen kämpfen, wird hier, im Zentrum Europas, seit Wochen über eine mögliche Sicherheitsgefahr durch hiesige Muslime diskutiert.

Außen- und Integrationsminister Kurz schlug da kurzerhand vor, eine Einheitsübersetzung des Korans gesetzlich zu verankern. Und dann kam die trefflichste aller Maßnahmen: Ein Entwurf zur Novellierung des aus dem Jahr 1912 stammenden „Islamgesetzes“ wurde der Öffentlichkeit vorgestellt. Kurz sagte dazu, man wolle „einen Islam österreichischer Prägung“ schaffen – und niemand widersprach, auch nicht im Namen des Grundsatzes der Trennung von Kirche und Staat.

Ein weiterer kluger Vorschlag zur Erhöhung der österreichischen Sicherheit angesichts der global gefährlichen Lage kam vom Verteidigungsminister. Er will für höhere Standards sparen, indem er Kasernen verkauft und Militärmusikkapellen abschafft – die ÖVP-Landeshauptleute und manch liberaler Journalist finden diesen Vorschlag derzeit nicht so schlau.

So weit eine Bestandsaufnahme der österreichischen (offiziellen wie öffentlichen) Reaktionen auf die Massenmorde, die im Irak und in Syrien (freilich nicht erst seit Sommer 2014) stattfinden. Nur am Rande bemerkt: Kaum jemand – außer den „üblichen Verdächtigen“ – hat in dieser Parade der sachlichen Maßnahmenpaketschnürungen je erwähnt, dass man sich wohl auch ein wenig darüber Gedanken machen könnte, ob denn Österreich nicht etwas mehr Flüchtlinge aus dieser Region aufnehmen sollte.

Wir sitzen im Nabel der Welt. Warum also sollten wir etwas anderes tun als zuzuschauen und „Oh mein Gott, irgendwo da draußen läuft eine Mörderbande frei herum!“ zu rufen? Anschließend sperren wir unsere Türen und Fenster möglichst gut zu. Damit wir uns jedes Mal selbst darüber versichern, wo „da draußen“ liegt.

Gutnachbarschaftlich

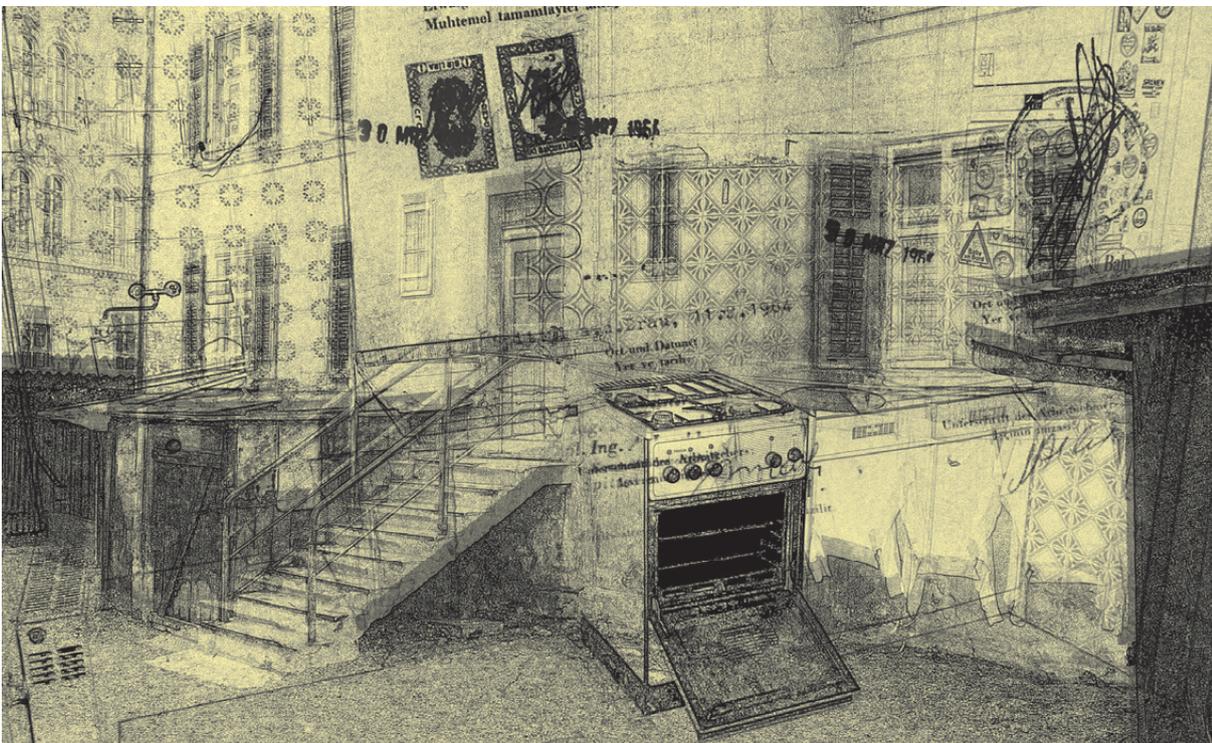


von alten und neuen Wohnformen

Wohnen im Wandel

Zur Geschichte der Arbeiterunterkünfte in Wien

Bevor die Stadt Wien ihre vielzitierte und international beachtete Wohnungspolitik betrieb, hausten die meisten Bewohner in dürftigen Verhältnissen. Davon waren vor allem die Zuwanderer betroffen: Arbeiter aus Böhmen und Mähren, später die Gastarbeiter aus der Türkei und aus Jugoslawien.



Als Victor Adler, Doyen der österreichischen Sozialdemokratie, im Jahr 1888 durch das Gelände der Wienerberger Ziegelwerke streift, findet er Wohnbedingungen vor, die ihn zutiefst erschüttern. „Es müssen alle Arbeiter im Werke schlafen“, schreibt Adler. Für die sogenannten Ziegelschläger gebe es eigene Arbeiterhäuser, wobei er dieses Wort in Anführungszeichen setzt, denn mit Häusern will Adler die Behausungen nicht vergleichen. In diesen Zimmern würden drei, vier bis zehn Familien schlafen, „alle durcheinander, untereinander, übereinander.“

Und dafür würden die Bewohner den Werken auch noch Miete zahlen, echauffiert sich der Beobachter. Während die verheirateten Ziegelschläger und andere Arbeiter noch wenigstens eigene Ecken hätten, seien die Ledigen und Alleinstehenden besonders arm dran: „Ein nicht mehr benützter Ringofen, eine alte Baracke, wird dazu [als Schlafraum für die Ledigen, Anm.] benutzt. Da liegen denn in einem einzigen Raume 40, 50 bis 70 Personen. Holzpritschen, elendes altes Stroh, darauf liegen sie, Körper an Körper hingeschlichtet.“ Victor Adler will

in seinem Text, der im Dezember 1888 in der von ihm gegründeten Zeitschrift *Die Gleichheit* erscheint, vermitteln, dass hier am Favoritner Wienerberg, weitab von den bürgerlichen Bezirken, die Menschen im Elend hausen. Mangel an Platz, Mangel an Komfort, Mangel an sanitären Anlagen, Mangel an Privatsphäre („In einem dieser Schlafsäle, wo 50 Menschen schlafen, liegt in einer Ecke ein Ehepaar. Die Frau hat vor zwei Wochen in demselben Raume, in Gegenwart der 50 halb nackten, schmutzigen Männer, in diesem stinkenden Dunst entbunden!“).



750 Euro für 45 m² Wohnraum: keine Seltenheit, wenn man in Innsbruck auf Wohnungssuche geht. **Stephan Blasnig** ist Mit-Initiator einer Beschwerdestelle für das Recht auf Wohnen.



Adlers Reportage folgen weitere, und sie erregen großes Aufsehen in Wien – was die tiefe Kluft zwischen den bürgerlichen und den proletarischen Bewohnern aufzeigt –, und selbst die Kronprinzessin Stephanie besteigt später ihre Kutse, um selbst die Verhältnisse in den Wienerberger Ziegelwerken zu besichtigen. Wenige Jahre nach Adlers Reportage treten die Arbeiter der Ziegelwerke in einen Streik, die erbärmlichen Wohnverhältnisse sind einer der Gründe dafür. Auch die bürgerliche *Neue Freie Presse* schickt Berichterstatter nach Favoriten. „Am traurigsten ist, wenn Krankheiten die Armen heimsuchen – da gibt es kein Entrinnen“, schreiben die Reporter im April 1895.

Die Wiener der Jahrhundertwende wohnen teilweise in extremen Verhältnissen. Auf der einen Seite sind es die ansehnlichen, herrschaftlichen Wohnungen der Kleinbürger, Bürokraten und Adeligen, und auf der anderen Seite die Baracken der Arbeiter, die vor allem in den Bezirken Favoriten, Meidling, Rudolfsheim und Ottakring zu finden sind. Pauschal kann jedoch gesagt werden; Der Großteil wohnt in dürftigen Verhältnissen. Zu der Zeit, als Victor Adler seine Reportagen verfasst, ist die Haupt- und Residenzstadt Wien ein Sammelbecken, das intellektuelle Herz Europas. In nur vier Jahren, zwischen 1895 und 1899, verdoppelt sich die Anzahl der Wohnungen jährlich. Aus allen Teilen der Monarchie strömen Menschen in die Stadt, und in den Arbeiterbezirken finden sie Wohnungen vor, die entweder aus Zimmer-Küche oder Kabinett-Küche bestehen. Gerade was

die Arbeiterhäuser betrifft, sind die Wiener dennoch auf die Fassade bedacht: Sie ist jeweils geschmückt mit schönen Ornamenten, detailverliebt und unterscheidet sich kaum von den Fassaden der Häuser der Betuchten (ein Jahrhundert später wird man sich wundern, wo die Arbeiter, Armen und Bettler in Wien denn alle gewohnt haben mögen, da die Fassaden in der ganzen Stadt derart opulent gestaltet sind). In den Gängen, Zimmern und Räumen sieht es freilich anders aus. Die typische Arbeiterunterkunft liegt an einem langen Gang, gemeinsam mit zahlreichen anderen ihrer Art. Die Bewohner eines Ganges teilen sich die Toiletten, ihr Wasser holen sie von der Bassena, einem Wasserhahn für das ganze Stockwerk. Wenn der Gang nicht gelüftet wird, hängt der Küchengeruch, der Toiletengeruch, der Dunst aller Frauen, Männer und Kinder tief in den Räumen. Und dennoch ist die Gangtoilette eine Verbesserung: Noch einige Jahrzehnte zuvor waren sanitäre Anlagen in Arbeiterhäusern kaum existent.

Die Ornamente der Fassaden – wie überhaupt die Substanz vieler Häuser – wird von jener Fabrik hergestellt, deren Wohnverhältnisse Victor Adler anprangert. Hier, in Favoriten, sind es vornehmlich Arbeiter aus Böhmen und Mähren, die verächtlich „Ziegelbehm“ genannt werden. „Misthaufen liegen in verschiedenen Gassen, es werden nicht einmal Mistkisten aufgestellt“, schreibt der spätere sozialdemokratische Bürgermeister Jakob Reumann über die Favoritner Quellenstraße; „Straßenkehrer reinigen oft

tage-, ja wochenlang nicht die Gassen und Straßen.“

Von den miserablen Wohnbedingungen in der und um die Fabrik sind die Einwanderer besonders betroffen; allerdings gibt es keine spezifische Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt wie ab den 1960er Jahren gegenüber den türkischen und jugoslawischen Gastarbeitern, heißt es in der Quellenstudie von Michael John und Albert Lichtblau („Schmelztiegel Wien“). Schließlich sind Böhmen und Mähren Teil der Monarchie, die Betroffenen also keine Ausländer. Von Obdachlosigkeit, Hunger und Arbeitsverlust sind die Einwanderer jedoch öfters betroffen als die Wiener – zumal sie die Wohnungsbesitzer ohne Kündigungsgrund vor die Tür setzen können. Regulative wie Mieterschutz sind in Wien zu diesem Zeitpunkt noch nicht vorhanden, überhaupt gibt es kein Wohnungsgesetz, das Verantwortlichkeiten festhalten würde. Gerichtliche Kündigungen finden überdurchschnittlich oft in Favoriten, Ottakring und Brigittenau statt – Bezirken mit hohem Anteil an proletarischen Familien. Als im Jahr 1910 eine Gruppe von rund hundert Obdachlosen, die von Abschiebung bedroht sind, einen Protestmarsch Richtung Rathaus veranstaltet, erregen sie auf der Straßen große Aufmerksamkeit. „Im Rathaus wurden den nach Wien zuständigen Obdachlosen Unterstützungen gereicht, die Fremden wurden in ihre Heimatgemeinde befördert“, heißt es im *Illustrierten Extrablatt*.

Um 1900 leben über elf Prozent aller tschechischen Arbeiter als Bettgeher. Meist sind es wiederum



arme Familien, die ein übriggebliebenes Bett an Notdürftige vermieten. Das Bettgebertum ist einer der Gründe, warum später eine aktive Wohnungspolitik betrieben wird – vornehmlich geschieht dies aber deswegen, weil hier Sittenverfall geortet wird: Junge Frauen und Männer schlafen in einem Raum, private Momente existieren nicht. Freilich sind es auch die Angst vor sozialen Unruhen und der hygienische Aspekt, die eine Verbesserung der Wohnungssituation verlangen. Der Sozialdemokrat Leopold Winarsky bringt es auf den Punkt: Eine

Seuchengefahr betreffe nicht nur die Armen, sondern die ganze Stadt.

In der Zwischenkriegszeit und nach 1945 wird das sozialdemokratische Wien eine fruchtbare und international anerkannte Wohnungspolitik verfolgen, die nicht nur die hygienischen Zustände verbessern, sondern auch menschenwürdige Wohnverhältnisse schaffen wird. Sie gelten aber nicht für alle. Ab den 1960er Jahren sind es wiederum die Einwanderer, die damaligen „Gastarbeiter“ aus der Türkei und aus Jugoslawien, die in renovierungsbe-

dürftigen, verfallenen und kargen Wohnungen hausen. Nicht selten leben sie in Massenquartieren. Als Arbeitskräfte gekommen, sind sie vornehmlich in den Arbeiterbezirken wie Favoriten untergebracht, oft in jenen Wohnungen, in denen Jahrzehnte zuvor die böhmischen und mährischen Einwanderer gewohnt haben. Neben der soziopolitischen Schlechterstellung sind die „Gastarbeiter“ von Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt betroffen, wie etwa zeitgenössische Reportagen belegen. „Na, na, liebes Fräulein, ich möchte in meinem Haus ja keinen Völkerbund einrichten. Und was mach ich denn, wenn er mi des Orschlecken heißt, und i lächl eam no freundlich an. I versteh ja ka Türkisch!“: Eine Journalistin schildert im Magazin *Profil* (1983), dass Vermieter keine Wohnungen an Türken vergeben wollen. Noch Mitte der 1970er Jahre haben 50 Prozent der Gastarbeiterwohnungen Wasser und Toilette am Gang – im Wiener Durchschnitt sind es knapp zwanzig Prozent. Für ein Stockbett zahlen die Arbeiter bisweilen 900 Schilling im Monat, bei mehreren Mietern ergibt das eine stattliche Einnahme für die Wohnungsbesitzer. Zu Elendsvierteln oder -stadtteilen wird es in Wien zwar nie kommen, die soziale Durchmischung ist trotz punktueller Anzeichen gelungen. Aber es ist wie bei den Fassaden der Zinshäuser: Außen sind sie ansehnlich, innen genau das Gegenteil. Erst einige Jahrzehnte nach ihrer Einwanderung verbessern sich auch die Wohnverhältnisse der türkischen und jugoslawischen Gastarbeiter. Auch, weil sie selbst Hand anlegen: „Wir haben die Wände tapeziert, zerbrochene Scheiben neu eingesetzt“, heißt es in einem Interview des Instituts für höhere Studien mit einem Gastarbeiter (1983), „Fensterrahmen und Türen gestrichen, sowie den Boden neu verlegt.“

Duygu Özkan ist Außenpolitik-Redakteurin der Tageszeitung *Die Presse*.

Von der sozialistischen Utopie zum „Sozialfall“?

Der Bedeutungswandel des sozialen Wohnbaus

Seit den Anfängen in den 1920er Jahren gilt der Wiener kommunale Wohnbau als Vorzeigemodell. Was das „soziale“ am sozialen Wohnbau ist, hat sich über die Jahrzehnte gewandelt. Eine tragende Rolle spielten aber immer Paternalismus und Bevormundung. Wirklich partizipativ wurde es beim Wiener Wohnbau nicht.

Der kommunale Wohnbau Österreichs hat zwei Gründungsmythen: In der bekannteren Version steht am Anfang eine aus heutiger Sicht wahnwitzig mutige und radikale Politik des „roten Wiens“. Deren Erfinder Hugo Breitner wird mit seiner Finanz- und Wohnbaupolitik zur Ikone der Sozialdemokratie. Mit der progressiven Besteuerung von Wohnungsneubauten zerschlägt Breitner die Grundstücksspekulation in Wien und ermöglicht damit der Gemeinde, günstig Land zu erwerben. Die Einnahmen aus der sogenannten Wohnbausteuer bilden außerdem die finanzielle Reserve für den Bau der Gemeindewohnungen. Aber es gibt eine zweite Geschichte zu den Anfängen des Wiener Wohnbaus. Statt bei PolitikerInnen sieht sie die ersten Initiativen bei Wohnungslosen. Angesichts der eklatanten Wohnungsnot während des Ersten Weltkrieges schließen sie sich zu Kleingewerkschaften zusammen und bauen an den Stadträndern Siedlungen aus Einfamilienhäusern.

„Gartenstadt“ versus „Superbau“: Sozialer Wohnbau als pädagogisches Programm

Diese „Siedlerbewegung“ wird schnell von progressiven ArchitektInnen des roten Wiens aufgegriffen und zum Beispiel in der Werkbundsied-

lung im 13. Wiener Gemeindebezirk weiterentwickelt. Letztendlich wird dieses Konzept einer „Gartenstadt“ aber nicht zur tragenden Säule des sozialen Wohnbaus. Zu teuer und ineffizient ist die Errichtung der Infrastruktur. Außerdem steht der Wunsch nach kleinbürgerlicher Häuslichkeit in krassem Gegensatz zu sozialdemokratischen Werten wie Solidarität und Klassenbewusstsein. Zum federführenden Modell wird daher die große Wohnhausanlage, der sogenannte „Superbau“. Maßgeblich bei dessen Planung sind von Beginn an Vorstellungen darüber, was für die neue Arbeiterklasse gut, wichtig und wünschenswert sei. Der Soziologe Christoph Reinprecht fasst zusammen: „In den 1920er Jahren war das Soziale ein pädagogisches Programm und ein emanzipatorisches Programm. Die Arbeiterklasse sollte nicht nur mit besseren Wohnungen versorgt werden, sondern zugleich auch moralisch in eine bessere Situation gebracht werden. Daher wurde die Architektur mit Aspekten des Gemeinschaftlichen verbunden. Es gibt gemeinschaftlich zu nutzende Räume: Waschküchen, Höfe, viel Grünraum und Spielplätze für die Kinder“.

Das erste Wiener Wohnbauprogramm sieht vor, bis zum Jahr 1928 insgesamt 25.000 Wohnungen zu bauen – dieses

Ziel ist bereits 1926 erreicht. Letztendlich entstehen so in Wien insgesamt 38 Gemeindebauten und 64.000 neue Wohnungen. 1933 wird jener Bau vollendet, der zum Symbol für die Superbauten des roten Wien werden sollte: der Karl-Marx-Hof. Im Februar 1934 wird er während des Bürgerkrieges schwer beschädigt – für viele ein schockierend symbolträchtiges Bild. Politisch demontiert wurde der soziale Wohnbau des roten Wiens jedoch bereits davor: 1929 bringt eine Neufassung des Finanzausgleiches das Aus für die eigenständige Wiener Finanzpolitik, 1933 folgt zusätzlich das Verbot, in Wien eigene Steuern einzuhoben. Damit fehlt auch die finanzielle Basis, um Gemeindewohnungen zu bauen.

Sozial mobil: Gemeindewohnungen für den individuellen Aufstieg

Nach Nationalsozialismus und Krieg wird sozialer Wohnbau zum Gradmesser des Wiederaufbaus – und damit des wirtschaftlichen Fortschritts. 1947 beginnt der Bau an der Per-Albin Hansson-Siedlung. 1953 verkündet der damalige Wiener Bürgermeister Franz Jonas stolz, dass alle im Krieg schwer beschädigten Gemeindewohnungen wieder aufgebaut seien. 1954 wird die Fertigstellung der



100.000sten Gemeindeförderung gefeiert. Effizienz und Tempo stehen im Mittelpunkt, das wirkt sich auch darauf aus, was sozialer Wohnbau leisten soll, erklärt Reinprecht.

„Das Soziale in den 1950er und -60er Jahren ist die soziale Mobilität. Bessere Wohnversorgung sollte ermöglichen, in eine bessere soziale Position zu kommen, individuell und nicht als Klasse. Daher ist etwa die Versorgung dieser Wohnbauten mit Gemeinschaftsräumen nicht mehr im Mittelpunkt. Zusätzlich ist der kollektive Gedanke der Pädagogik und der moralischen Erziehung hier nicht mehr präsent.“

Das hat auch Auswirkungen darauf, wie die Gemeindebauten dieser Zeit aussehen – außen wie innen: „In den 1950er Jahren wurde der soziale Wohnbau sehr standardisiert gebaut, meistens mit ganz klar definierten Grundflächen, quasi in einer Art Masseproduktion.“

Standardisierung und Massenproduktion sind damit beherrschende Themen im sozialen Wohnbau der 1950er und -60er Jahre. Wer diese Standards setzt und welche Überlegungen dabei eine Rolle spielen, steht lange Zeit nicht zur Diskussion. Erst mit den Protestbewegungen der 1970er Jahre kommt auch das Bedürfnis nach Individualität und Selbstverwirklichung wieder ins Spiel. Im Fall des sozialen Wohnbaus bedeutet das auch, dass zukünftige BewohnerInnen bei der Planung stärker zu Wort kommen – allerdings nur bis zu einem gewissen Grad –, wie die Geschichte des Wohnpark Alt-Erlaa zeigt.

„Artgerechtes“ Wohnen? Sozialer Wohnbau als Weg zum individuellen Glück

„Wohnen wie die Reichen, auch für Arme“ – der Leitspruch des Architekten Harry Glück ist Programm. Glücks Bauten zeichnen sich durch Swimmingpools auf den Dächern, begehbare Schrankräume und Balkone mit Pflanztrögen aus. Er prägt damit auch eines der Aushängeschilder des sozialen Wohnbaus der 1980er Jahre: den Wohnpark Alt-Erlaa. Für das Großprojekt prägt Glück den Begriff des „gestapelten Einfamilienhauses“. Indoor-Spielplätze und Freizeiträume sollen für Gemeinschaftsgefühl sorgen und die sogenannte „bandbildende Funktion“ des Dorfgasthauses ersetzen. Das Konzept ist das Ergebnis einer breit angelegten Studie, in der zwischen 1975 und 1983 auch BewohnerInnen von Gemeindebauten befragt wurden. Teil des interdisziplinären Forschungsteams ist auch Ireneus Eibl-Eibesfeldt, Begründer der Humaneologie, der Verhaltensforschung beim Menschen. Die Frage, wie Architektur „naturgegebenen Bedürfnissen“ gerecht werden könne, spielt daher auch eine zentrale Rolle in dem Projekt. Was gutes Wohnen ist, das entscheiden auch 1980 größtenteils Experten, die sich nicht zuletzt auf „natürliche Gegebenheiten“ berufen. Erfolgreich war Glücks Konzept jedenfalls. In Umfragen zur Wohnzufriedenheit rangiert Alt-Erlaa regelmäßig bei Werten jenseits der 90 Prozent.

2004 wird schließlich der letzte Gemeindebau Wiens fertiggestellt, seither wird ausschließlich von gemeinnützigen Gesellschaften gebaut. Mit

dem erstarkenden Neoliberalismus gerät auch der Sozialstaat in Verfall – und mit ihm das Wort „sozial“. Christoph Reinprecht: „Die Stadt Wien spricht heute seltener von ‚Gemeindebau‘ oder ‚sozialem Wohnbau‘, sondern spricht stattdessen von ‚öffentlich gefördertem Wohnbau‘. Man vermeidet heute sehr stark das Adjektiv sozial, weil es so stark konnotiert wird mit Armut und mit Ausgrenzung.“

„Sozial“ – das steht mittlerweile oft für ein – mutmaßlich selbstverschuldetes – Defizit. Der soziale Wohnbau der 2000er Jahre nennt sich daher nur mehr ungern so, gleichzeitig ist er so vielfältig wie nie zuvor: Man baut für SeniorInnen, StudentInnen, AlleinerzieherInnen, barrierefrei, interkulturell, generationenübergreifend, autofrei, familienfreundlich. Und eines scheint dabei besonders wichtig: die sogenannte „soziale Durchmischung“. Sie soll verhindern, dass Gemeindebauten zu „Ghettos“ werden. Auch relativ gut verdienende Menschen haben in Österreich daher prinzipiell Zugang zum Gemeindebau. Das mag effektiv sein, hinter den Überlegungen zur „sozialen Durchmischung“ steckt aber auch die Annahme, Arme benötigten das Umfeld der Reichen. Wieso eigentlich? Kann man sozialer Ausgrenzung tatsächlich nur entgegen treten, indem man die sogenannte „Ghettoisierung“ verhindert?

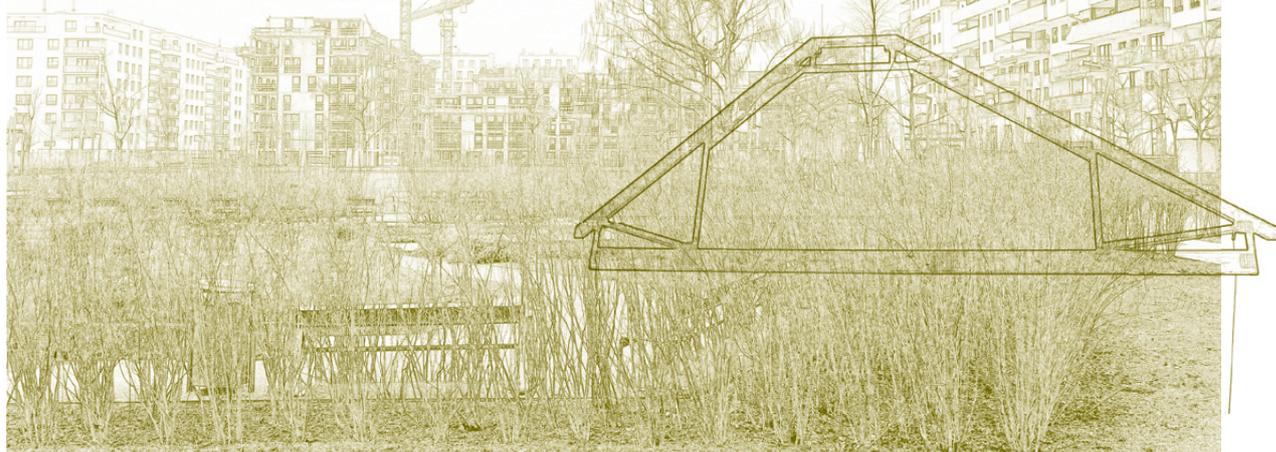
Soziales Wohnen war ein pädagogisches Konzept. Es gab einen normativen Standard auf dem Weg in den sozialen Aufstieg vor, versuchte vorgeblich „naturgegebenen Bedürfnissen“ gerecht zu werden oder über die „soziale Durchmischung“ Stigmatisierung zu verhindern. Seit den Anfängen zieht sich das Prinzip durch, dass Wohnpolitik von oben gemacht wird. Wirklich partizipatives soziales Wohnen, so scheint es, muss erst noch erfunden werden.

Alexandra Siebenhofer war von 2007 bis 2014 Radio Stimme-Redakteurin. Seit 2013 arbeitet sie für Ö1, wo sie unter anderem Beiträge für die Wissenschaftsredaktion und die Wirtschaftsredaktion gestaltet.

Ein Dorf mit sieben Stockwerken

Leben im Wohnprojekt Wien

Ein Haus bauen? In ein Dorf ziehen? Ich? Nie im Leben! Und jetzt wohne ich doch in einem, also in einer Art Dorfgemeinschaft jedenfalls. Im Wohnprojekt Wien, einem Dorf mit sieben Stockwerken.



Am Wiener Nordbahnhofgelände, das zwischen Augarten und Reichsbrücke liegt und wo früher einmal ein Kohlebahnhof die Stadt mit Brennstoff versorgte, entsteht seit einigen Jahren ein neuer Stadtteil. Genau dort, vom Stuwertel nur durch die Lasallestraße getrennt, haben wir uns ein Haus gebaut und dabei gleichzeitig ein kleines Dorf entwickelt.

Gemeinsam bauen, gemeinsam wohnen

„Wir“, das sind 67 Erwachsene und bald 30 Kinder zwischen 0 und 69 Jahren, die sich entschieden haben, miteinander ressourcenschonend und solidarisch bauen und wohnen zu wollen und durch diese andere Form des Wohnens am guten Leben für uns selbst und unsere Umgebung (im näheren und weiteren Sinn) mitzubauen.

„Individualität in Gemeinschaft“ lautet einer unserer Leitsätze, das schließt auch den Wunsch nach Diversität ein,

wir wollen mit und von unseren Unterschieden lernen, auch wenn diese auf den ersten Blick nicht rasend groß erscheinen mögen.

„Seid Ihr nicht ein recht elitäres Projekt?“, fragte neulich ein Besucher im Rahmen einer Führung anlässlich des „Open House Wien“-Wochenendes.

Sind wir elitär? Im Sinne von „herausragen wollen“ wahrscheinlich schon, im Sinne von „abgehoben“ hoffentlich nicht.

Ja, die Vielfalt an Herkunftsländern der Bewohner*innen, die neben den neun österreichischen Bundesländern auch Afghanistan, Deutschland, Italien, Palästina und die USA umfassen, könnte stärker sein; ja, der Akademiker*innen-Anteil ist höher als im österreichischen Durchschnitt; ja, das ist uns bewusst und ja, auch, dass unsere Bewohner*innen-Struktur nicht zuletzt mit den für den Einstieg benötigten finanziellen Eigenmitteln zusammenhängt und mit einem gewissen „öko-sozialen“ Habitus, der in

einigen Kreisen stärker verbreitet ist als in anderen.

Daran ändern auch die beiden kleinen „Solidaritätswohnungen“ in unserem Haus, die wir ohne Eigenmitteleinsatz und zu einem geringeren monatlichen Quadratmeterpreis vermieten, nicht dramatisch viel; aber ihre Existenz zeigt, so jedenfalls die Intention, dass wir gesellschaftliche Verteilungsfragen sehr wohl im Blick haben und die Verhältnisse verändern wollen. Auch wenn es nur kleine Schritte sind, gemeinsam geht mehr. Ich jedenfalls habe – von allgemein politischem Engagement in wohnpolitischen Fragen abgesehen – zuvor niemandem ein gutes günstiges Wohnen direkt (mit-)ermöglichen können.

Wichtig im Sinne unserer Vision vom nachhaltigen guten Leben – klingt abgedroschen, ist ehrlich gemeint – ist uns auch der Austausch mit Initiativen in der Nachbarschaft und darüber hinaus. Da gehören nachbarschaftliche Projekte für das und mit



dem Integrationshaus, das im Haus nebenan eine Beratungsstelle für Asylwerber*innen und Flüchtlinge in der Grundversorgung betreibt, genauso dazu wie die Beteiligung einzelner Bewohner*innen an politischen Aktionen, in sozialen Bewegungen und Inklusionssprojekten und das gemeinsame Engagement in der unabhängigen Bürger*innengruppe hier im Grätzel.

Aufmachen und Teilen

Und auch die Öffnung und ein gewisses „Teilen“ unseres Hauses, das aus sieben Stockwerken mit 39 Wohn- und vier Gewerbeeinheiten besteht und in dem wir über insgesamt mehr als 800 m² Gemeinschaftsflächen verfügen. Neben Veranstaltungsräumen im Untergeschoß haben wir eine große Gemeinschaftsküche, einen Spielraum, Werkstätten, einen großen Fahrradraum, eine Bibliothek mit Blick über die Dächer des Nordbahnhofs, eine Sauna mit Ruhebereich,

Gästeapartements und eine große Dachterrasse.

All das wurde – wie das gesamte Haus – gemeinschaftlich und über mehr als vier Jahre hinweg gestaltet, wurde von uns gekauft, auch um es der Spekulation zu entziehen, und wird nun selbst von uns verwaltet. Für die jeweiligen Nutzungsregeln und die alltägliche Organisation sind unterschiedliche Arbeitsgruppen zuständig, über den Grad an Offenheit gibt es zuweilen heftige Diskussionen.

Während es den einen nicht schnell genug gehen kann mit dem Aufmachen und Teilen großer Bereiche unseres Hauses, wünschen sich andere, erst mal richtig ankommen zu können und dann langsam einzelne Räume punktuell zu öffnen, z. B. die Werkstatt für einen Fahrradworkshop für Jugendliche aus der Umgebung; oder die Gemeinschaftsküche für ein nachbarschaftliches Volksküchen-Erlebnis; oder den Garten für ein Kin-

derfest; die Bibliothek für eine mehrsprachige Lesegruppe ... und und und – an Ideen, was denn da alles noch ginge, mangelt es nicht.

Schon jetzt finden in unseren Veranstaltungsräumen Workshops anderer Wohnprojekte und Vernetzungstreffen von Baugruppen statt, können Spielgruppen und Musiker*innen, Forschungsprojekte und Interessensvertretungen diese günstig für ihre Veranstaltungen mieten.

Soziokratische Organisation - Nachahmung erwünscht

Und auch einiges, das sich auf den ersten Blick stark „im Inneren“ tut, hat Auswirkungen nach außen. So hat unser Carpool-Modell – wir haben keine Garagen im Haus, nur acht Leute besitzen Autos, sechs davon stehen in der Nachbarshausgarage und werden über einen Carpool allen anderen hier und auch den Bewohner*innen dort zugänglich gemacht – gerade einen Mobilitätspreis gewonnen, und



ESRA begann vor 20 Jahren durch NS-Verfolgung traumatisierte Menschen zu betreuen. **Jana Sommeregger** über die Entstehung, die Angebote und den Alltag des psychosozialen Zentrums.



auf Seite
20

die Berichterstattung dazu regt hoffentlich zur Nachahmung an.

Unser wochentäglicher Mittagstisch – von Montag bis Freitag kochen die Menschen, die hier im Haus (auch) arbeiten, „im Radl“, – wurde schon von Gäst*innen besucht, die etwas Ähnliches in ihrem Haus aufziehen wollen. Vor allem aber findet die Art unserer Organisation und Entscheidungsfindung großes Interesse.

Als erstes österreichisches Projekt dieser Größe haben wir uns von Beginn an soziokratisch organisiert. Und uns damit eine Struktur gegeben, die auf Gleichwertigkeit und einem hohen Maß an Mitbestimmung bei gleichzeitig großer Handlungsfähigkeit beruht. Die verschiedenen Zuständigkeiten – für Finanzen, Bauliches, Organisation, Kommunikation, Ökologie, Gemeinschaft und Soziales sind dabei in kleineren Kreisen organisiert, die weitgehend autonom für ihren Bereich planen und agieren können.

Alle Gruppen sind über jeweils zwei Vertreter*innen doppelt in einem sogenannten Leitungskreis verlinkt. Vertreter*innen werden auf Vorschlag und in offener Wahl bestellt, Entscheidungen werden im Konsent getroffen. Das bedeutet, dass nach umfassenden Informations- und Meinungsrunden, die sich im Normalfall im Kreisgespräch und durch genaues Hören der einzelnen Argumente auszeichnen, ein den gehörten Argumenten folgender Vorschlag eingebracht wird, der nicht nach dem Mehrheits-

prinzip abgestimmt wird. Vielmehr werden Zustimmung und etwaige Einwände abgefragt, ein schwerwiegender Einwand kann den Beschluss kippen, muss jedoch mit Bezug auf die gemeinsamen Ziele argumentiert werden, ein einfacher Einwand dient einer etwaigen leichten Adaptierung des Vorschlags, vor allem jedoch der Möglichkeit, ein gewisses Unbehagen vorzutragen, das nicht notwendig zu einem „Nein“ führen muss, aber zumindest gehört werden soll.

Auf diese Weise finden auch Minderheitenanliegen immer Gehör und wurde schon die eine oder andere schwierige Entscheidungsnuss geknackt, von der Aufteilung der einzelnen Wohnungen an die Bewohner*innen bis zur Frage, wie dieses Haus geputzt wird (teilweise von uns selbst, teilweise von einem dafür in Teilzeit bei uns angestellten Mann). Dabei haben „schwerwiegende Einwände“ immer wieder auch den Weg zu einer im Sinne des Gemeinwohls noch besseren Entscheidung gewiesen.

Für mich ist es neben dem sprichwörtlichen gemeinsamen Dach über dem Kopf, den vielen unkomplizierten Begegnungsmöglichkeiten zu jeder Tages- und (fast jeder) Nachtzeit, der Abendzigarette mit der Lieblingsnachbarin am Balkon, dem Leben-Teilen mit Kindern unterschiedlichen Alters (endlich eine Begleitung zu den Mädchenfilmen, in die ich mich allein nicht wagen würde) und den vielfältigen Möglichkeiten, einander

zu unterstützen, Hilfe annehmen und Fürsorge genauso genießen wie geben zu können, vor allem diese Entscheidungs- und Organisationsstruktur, die unser Haus zu einem ganz speziellen „Dorf“ macht. Einem Dorf, in dem sich nicht nur alle kennen und einander auf gewisse Weise „ausgesucht haben“, sondern auch miteinander lernen mit Unterschieden – auch wenn sie nicht gravierend erscheinen mögen – umzugehen.

Wenn das Politische – frei nach Hannah Arendt – im Zusammen- und Miteinandersein der Verschiedenen liegt, dann ist dieses „Dorf“ der für mich diesbezüglich bislang spannendste politische Lern- und Experimentierort. Ein Lernort, dessen Erfahrungen auch ohne großes Zutun und quasi unvermeidlich weiterwirken, ins Grätzl, in die Initiativen und Gemeinschaften, in denen die Bewohner*innen organisiert sind, in Stadt und Land und über Grenzen – und sicherlich in weitere Wohnprojekte, von denen einige, so weit ich weiß, vorhaben, das Wagnis des Zusammenlebens als Verschiedene von vorherein noch weiter fassen und entwickeln wollen.

www.wohnprojekt-wien.at
www.soziokratie.at

Michaela Moser arbeitet als Dozentin und wissenschaftliche Mitarbeiterin an der FH St. Pölten, ist seit vielen Jahren in der Armutskonferenz engagiert, seit 2010 Mitgestalterin und seit Dezember 2013 auch glückliche Bewohnerin im Wohnprojekt Wien und soziokratische Beraterin in Ausbildung.

Spielball von Interessen

Der Gemeindebau und die Politik der Zugehörigkeit

Der Gemeindebau polarisiert. Für die einen ein Symbol für eine Politik der Umverteilung und Inklusion von einkommensschwachen Schichten, sehen andere darin einen Ort der Desintegration, wo Menschen am Rande der Gesellschaft leben und interethnische Konflikte allgegenwärtig sind. Das Forschungsprojekt **Living Rooms** beschäftigte sich mit der politischen Mobilisierung von Zugehörigkeit in Wiener Gemeindebauten.

Öffentliche Debatten über den Gemeindebau lösen sowohl auf der politischen als auch auf der individuellen Ebene sehr emotionale Reaktionen aus. Auf der politischen Ebene stellt sich die Frage, wer unter welchen Bedingungen Zugang zu einer Gemeindebauwohnung bekommen sollte. Eine Frage, die unter anderem über Staatsangehörigkeit geregelt wird und somit sowohl materielle als auch symbolische Grenzen zieht. Auf der individuellen Ebene entpuppen sich einfache Nachbarschaftskonflikte über lärmende Kinder oder gefährliche Hunde als symptomatische Erscheinungen viel tiefer liegender Widersprüche darüber, was es bedeutet, zugehörig zu sein.

Was erklärt das Potenzial des Gemeindebaus, Zugehörigkeitsgefühle derart zu mobilisieren? Und wie verhalten sich politische Parteien dazu?

Diese Fragen waren Gegenstand des Forschungsprojektes *Living Rooms*, in dessen Rahmen zwischen 2010 und 2012 sechs ausgewählte Gemeindebauten im fünften

Wiener Gemeindebezirk untersucht wurden.^[1] Die Erkenntnisse aus diesem Projekt bieten Einblicke in ein heiß debattiertes Thema, das nicht zuletzt vor dem Hintergrund der anstehenden Wiener Wahlen wieder an Relevanz gewinnt.

Historisch gesehen ist der Gemeindebau eine Institution der Arbeiterklasse. Als sozialpolitisches und ideologisches Projekt der Sozialdemokratie sollte der soziale Wohnbau nicht bloß ein Dach über dem Kopf bieten, sondern auch verbinden und integrieren. Die Architektur, die Ausführung und Ausstattung der Bauten sollten mithelfen, ein proletarisches Klassenbewusstsein zu schaffen. Der Gemeindebau war also ein Projekt, das Politik und Alltag verband, das über die Infrastruktur Gemeinschaft ermöglichte, durch die Zugehörigkeit geschaffen und gelebt werden konnte.

Allerdings durchläuft der einst sozial und kulturell homogene Gemeindebau seit einigen Jahrzehnten einen Prozess der gesellschaftlichen

und politischen Transformation. Dazu zählt die ethnische Diversifizierung der BewohnerInnen, aber auch die Auflösung der Arbeiterklasse als sozial und zugleich kulturell und politisch homogener Bevölkerungsgruppe. Diese Transformationen verdanken sich nur zum Teil der Veränderung in den Vergabekriterien für soziale Wohnungen. Vielmehr gehen sie einher mit gesellschaftlichen, demografischen und politischen Veränderungen, die jenseits des Gemeindebaus ablaufen, insbesondere die zunehmende Individualisierung und der Verlust der integrativen Kraft durch Parteien und Erwerbsarbeit.

Die hohe ethnische Diversität ist in den von uns untersuchten Höfen deutlich nachweisbar. Insgesamt haben etwa 40 Prozent der BewohnerInnen einen Migrationshintergrund in der ersten Generation (ausländische Staatsbürgerschaft oder im Ausland geboren). Würden die Statistiken auch die zweite Generation berücksichtigen, stiege der Anteil der Personen mit Migrationshintergrund deutlich an. Hauptursachen dafür sind die kumulierten Effekte von früheren Einbürgerungen und die durch eine EU-Richtlinie bedingte Öffnung aller sozialen

^[1] Die Ergebnisse des Projekts sind als Buch erschienen: Florian Bettel, Julia Mourão Permoser und Sieglinde Rosenberger (Hg.): *Living Rooms – Politik der Zugehörigkeit im Wiener Gemeindebau*. Wien/New York: Springer 2012. Mehr über das Projekt: <http://www.univie.ac.at/living-rooms/>

Dienstleistungen für Drittstaatsangehörige, die im Besitz einer langfristigen Aufenthaltsberechtigung für Österreich sind.

Trotz ethnischer Durchmischung besteht weiterhin sozioökonomische Einheitlichkeit. Allerdings erodiert die emotionale Bindung zur Arbeiterschaft mit ihren positiven Konnotationen. Stattdessen trägt heute die relative Ressourcenarmut zur negativen Stigmatisierung bei. Dazu kommen sinkende Wahlbeteiligung, niedrige Mitgliederzahlen und der Verlust der Bindungskraft der politischen Parteien. Diese Phänomene sind keine Besonderheit des Gemeindebaus, aber sie tragen zur Desintegration bei und können deutlich in der Entwicklung von Wahlergebnissen und Daten zur Wahlbeteiligung vor Ort beobachtet werden. In den untersuchten Höfen lag die Wahlbeteiligung bei der Wiener Wahl 2010 bei circa 45 Prozent, und somit weit unter dem wienweiten Durchschnitt von 67 Prozent. SPÖ und FPÖ erhielten zusammen weit über 80 Prozent der Stimmen, während Grüne und ÖVP jeweils unter 10 Prozent blieben.

Diese sozialen und demografischen Veränderungen, ebenso wie die politischen Entwicklungen, bilden das Umfeld, in dem die Mobilisierung von Zugehörigkeit stattfindet. Denn Zugehörigkeitskonflikte entstehen insbesondere dann, wenn Selbstverständlichkeiten aufbrechen, Normen erodieren, Sicherheiten und Beziehungen fraglich werden, kurzum, wenn das Gefühl des Dazugehörens als bedroht wahrgenommen wird. Wie reagieren politische Parteien auf diese Situation? Greifen sie das bedrohte Zugehörigkeitsgefühl in ihren Kampagnen auf? Eine Analyse der Wahlkampfmaterialien zur Wiener Wahl 2010 liefert Einblick in die diskursiven Konstruktionen von Zugehörigkeit der zwei für den Gemeindebau bedeutendsten Parteien: SPÖ und FPÖ.

Es zeigt sich, dass die beiden Parteien sehr unterschiedliche diskursive Strategien benutzten. Während die FPÖ das Szenario der Bedrohung von Zugehörigkeit unterstreicht und das Thema Wohnraumknappheit aktiv mit erodierenden Zugehörigkeitsgefühlen verbindet, versucht die SPÖ über die Narrative des „Zusammenlebens“ auf ethnisch-kulturelle Formen der Zugehörigkeit zu verzichten und Zugehörigkeitskonflikte zu de-politisieren. So hat die FPÖ im Wahlkampf das „Wiener Blut“ plakatiert und die Einschränkung des Rechts auf Gemeindewohnungen auf StaatsbürgerInnen gefordert. Im Gegensatz dazu legte die SPÖ den Fokus weg von Knappheit und Fremdheit hin zu geregelten Nachbarschaftsbeziehungen und zu einem respektvollen „Miteinander“. Plakatiert wurde mit Prominenten, die für mehr „fair play“ im Umgang miteinander werben. Die Botschaft, die mit diesen Identifikationsfiguren gesendet wird, ist Gleichheit, soziale und ethnische Unterschiedslosigkeit. Alle MieterInnen werden angesprochen, für alle gelten die gleichen Regeln.

Dabei ist interessant, dass sowohl FPÖ als auch SPÖ auf disziplinierende Diskurse rekurrieren, um Zugehörigkeitsgrenzen zu verschieben – eine Art der Zugehörigkeitspolitik, die bisher in der Literatur wenig Beachtung fand.

In den Wahlkampfmaterialien der FPÖ werden Sekundärtugenden angesprochen, die zum Kriterium für Dazugehören oder Nicht-Dazugehören werden. Beispielsweise steht in einem Folder: „die FPÖ verteidigt gut integrierte und tüchtige Zuwanderer genauso wie Österreicher vor Bedrohungen. Sie alle wollen keine Moscheen samt Minaretten, keinen Islamismus und keine schwarzen Schafe, die nur unseren Sozialstaat ausnützen“. Die Implikation ist, dass Zuwanderer zwar keine „Österreicher“ sind, dass sie allerdings

unter bestimmten Bedingungen gleich zu behandeln wären. Die Grenzen werden nicht *nur* aufgrund von ethnischen Kriterien gezogen. Diese Verschiebung der Grenzziehung erlaubt es der FPÖ, auch zugewanderte Menschen für sich zu mobilisieren.

Gleichzeitig ist das Narrativ des „Zusammenlebens“, welches die SPÖ verwendet, ebenfalls disziplinierend. Die Einhaltung von Regelungen wird als die Basis für das inklusive Dazugehören dargestellt. Der Gemeindebau wird dadurch zu einem von Ge- und Verboten durchzogenen Raum. Begleitet wird dieser Diskurs von einer Reihe von Maßnahmen, die ein geordnetes Zusammenleben in Gemeindebauten propagieren. Dazu zählen die Hausordnung und Kontrollmaßnahmen bis hin zur Installation von Überwachungskameras in den Wohnanlagen.

Der Wiener Gemeindebau gilt sowohl aufgrund seines historischen Stellenwerts als auch aufgrund seiner Eigenschaft als parteipolitisch aufgeladener Schauplatz des „Kampfes um Wien“ als ein Ort, an dem die Politik der Zugehörigkeit sich besonders facettenreich entfaltet. Der Kontext von bedrohten Zugehörigkeitsgefühlen bietet Nährboden für den Wettbewerb zwischen unterschiedlichen Konzeptionen von Zugehörigkeit. Welche von diesen Konzeptionen sich politisch durchsetzt, wie sich diese in konkreten Maßnahmen ausdrücken und welchen Einfluss die politische Auseinandersetzung auf Alltagskonflikte hat, werden auch in Zukunft spannende Fragen bleiben.

Julia Mourão Permoser ist Universitätsassistentin in der Forschungsplattform „Religion and Transformation in Contemporary European Society“ an der Universität Wien. Von 2010 bis 2012 war sie als Post-Doc Forscherin im Projekt „Living Rooms“ am Institut für Politikwissenschaft, dann am Institut für europäische Studien der Université Libre de Bruxelles tätig. Thematische Schwerpunkte: Citizenship, Religion und Zugehörigkeit im Kontext von Migration.

Weltstadtpreise in Innsbruck

Eine Beschwerdestelle für das Recht auf Wohnen

Der kapitalistische Grundsatz von Angebot und Nachfrage „reguliert“ das Grundbedürfnis Wohnen nach Einkommens- und Vermögenssituation. (Geld-)Anlagewohnungen um 400.000 Euro auf der einen, sechs Menschen, die es sich auf 30 m² einrichten müssen, auf der anderen Seite. Wie kann sich mensch gegen die Zumutungen eines rassistischen, sexistischen und klassenspezifisch überformten Wohnungsmarktes wehren? Gepflegtes Mutschkern für das Recht auf Wohnen in Innsbruck bot eine Möglichkeit. Eine Rückschau.

„Das vorrangige Ziel der Immobilienbranche besteht nicht in der Schaffung von Wohnraum, sondern in der Erzielung und Erhöhung der Renditen. Daher ist es ökonomisch ratsam wie reizvoll, Leute mit niedrigen Mieten aus den Häusern zu drängen, um sie durch Hausparteien zu ersetzen, die oft das Doppelte bis Dreifache berappen und auch noch brav sieben Monatsmieten im Voraus [...] abliefern.“^[1]

Innsbruck zählt bei den Wohnkosten mittlerweile neben Salzburg und bestimmten Wiener Bezirken zu den teuersten Städten Österreichs. Der öffentliche und soziale Wohnbau steckt nicht nur hier in einem Dilemma. Mehr (Kapital-)Markt, weniger Staat lautet das Credo der herrschenden wirtschaftlichen und politischen Klasse. Umgelegt auf die Wohnpolitik bedeutet das eine Verringerung des sozialen Wohnbaus oder eine Privatisierung kommunaler Wohnungen. Neben dem Bau von Kapitalanlagewohnungen^[2] – und meist in Kombination mit diesem – stellen stadtteilbezogene Aufwertungsprozesse (Gentrifizierung) einen der wesentlichsten Preistreiber und v. a. ein Verdrängungsinstrument für Proletarier_innen^[3] dar.

Gentrifizier dich woanders!

„Dann steigen die Mieten und Pachten, Dachgeschosse werden ausgebaut, die Mietwohnungen werden aufwändig saniert oder in Eigentumswohnungen umgewandelt. [...] Die Bewohner_innen [des Grätzels, Anm.] werden jünger, leben eher in nicht-familialen Haushalten und werden eher den hedonistischen und aufstiegsorientierten Milieus zugerechnet; sie sind in der Regel erwerbstätig (Nur-Hausfrauen/-männer fehlen fast vollständig), auf hohem Bildungs- und Ausbildungsniveau, haben ein höheres Einkommen und ein umfangreicheres Vermögen.“^[4] In Städten wie Innsbruck oder Salzburg lassen sich diese Entwicklungen nur kleinräumig beobachten, während in Berlin (Kreuzberg, Prenzlauer Berg) und mittlerweile auch in Wien solche sozialen Verdrängungsprozesse massiv stattfinden und (hoffentlich) immer öfter Widerstand hervorrufen, wie den im Zusammenhang mit der Räumung der Pizzeria Anarchia in Wien im Sommer 2014.^[5]

Natürlich ist es für Vermieter_innen rentabel, eine 3-Zimmer-Wohnung um 1.200 Euro an drei Student_innen zu vermieten, statt um 800 Euro an eine Familie. In

^[1] Franz Schandl: Sonderbare Sonderware. In: Streifzüge 47/2009, S. 24.

^[2] Am Innsbrucker Immobilienmarkt waren 2013 bereits ein Viertel der verkauften Wohnungen Geldanlagewohnungen, oder wie es die Immobilienbranche nennt: Vorsorgewohnungen. Quelle: Wohnen und Wirtschaften in Innsbruck. Immobilienmarktbericht 2013.

^[3] Darunter verstehe ich mit Marx und Engels eigentumslose Menschen, die einer Erwerbstätigkeit nachgehen (müssen) oder als „abgehängtes Prekariat“ dem kapitalistischen Arbeitsmarkt nicht einmal mehr zur Verfügung stehen können. Karl Marx/Friedrich Engels-Werke. Band 4, (Karl) Dietz Verlag, Berlin. 19726, S. 472.

^[4] Jens S. Denschat: Gentrification - Die Aufwertung innenstadtnaher Wohnstandorte. In: *dérive*. Zeitschrift für Stadtforschung, 4/2001.

Artikel online unter: www.derive.at (Stand: 8.9.2014)

^[5] <http://pizza.noblogs.org> (Stand 8.9.2014)

einer Student_innen-Stadt wie Innsbruck – 30.000 Studierende bei 120.000 Einwohner_innen – sind Interessenskonflikte beim Zugang zu Wohnraum unvermeidlich. In der Diskussion darüber wird oft das (rassistische) Stereotyp der deutschen Massenstudent_innen bemüht, um die hohen Mietpreise zu erklären. Für die Stabilität der bürgerlichen Herrschaft ist dies auch vorteilhaft: Solange sich Klein- und Jungfamilien und Studierende wechselseitig die Schuld an den hohen Wohnkosten zuschieben, statt nach größeren Zusammenhängen zu fragen und diese zu kritisieren, gehen die Glassfassaden der Luxuswohnhäuser nicht zu Bruch.

Lass mal Frust ab!

Als mir mein Freund Désiré von seinen Erlebnissen als Schwarzer auf dem Innsbrucker Wohnungsmarkt erzählte, beschlossen wir, das Ganze in einem politischen Kulturprojekt zu bearbeiten. „wohnen für alle!“ wurde von einer Jury der Tiroler Kulturinitiativen (tki-open13) ausgewählt und mit 7.000 Euro gefördert. Unser Ziel war es, Erfahrungen von Menschen bei der Wohnungssuche zu sammeln, zu dokumentieren und den Frust an einem greifbaren Ort aufzufangen. Im besten Fall diesen sogar in kreativen Protest umzuwandeln. Eine temporäre öffentliche Beschwerdestelle für das Recht auf Wohnen in Innsbruck erschien uns dabei geeignet. Mit drei Postkartensujets zum Themendreieck Rassismus-Sexismus-Kapitalismus wurde die Aktion beworben, die zwischen 8. und 11. Oktober 2013 an vier verschiedenen Innsbrucker Plätzen ihre Zelte aufschlug. Die zentrale politische Botschaft war: Wohnen ist ein Grundbedürfnis, und jede_r hat ein Recht darauf.

Jeden Tag waren wir sechs Stunden auf der Straße. Wir sprachen mit Menschen über ihre Probleme

bei der Wohnungssuche oder über die Höhe der Mieten und die (Un-)Leisbarkeit von Wohnraum in Innsbruck. Durch die Zusammenarbeit und Unterstützung von vier Innsbrucker Beratungseinrichtungen konnten wir mit Menschen auch intensivere Gespräche über Wohnungssuche und Wohnungsnot führen.

Die Idee der Beschwerdestelle ist simpel: Beschwerdepостkarten können dort ausgefüllt, an die entsprechende Stelle (Stadt Innsbruck, Land Tirol, Immobilienmakler_innen, Gemeinnützige Wohnbaugesellschaften, Vermieter_innen) adressiert und in den Beschwerdepостkasten eingeworfen werden. Insgesamt kamen wir so – trotz medialen Desinteresses – auf über 160 individuelle Beschwerden. Die große Mehrheit thematisierte die Leisbarkeit von Wohnen. Am eindrücklichsten waren aber die persönlichen Gespräche, die zugleich betroffen machten:

- > ein Mann aus Syrien mit Flüchtlingsstatus, der seit fünf Monaten im Freien lebte, weil er mit seiner Sozialhilfe am Innsbrucker Wohnungsmarkt keinen Wohnraum fand;
- > eine alleinerziehende Mutter zweier Kinder, die Drei Viertel ihres Gehalts trotz Vollzeitarbeit (!) für die Miete bezahlen muss;
- > eine Jungstudentin, die jeden Tag vier Stunden von Oberbayern nach Innsbruck pendelte, weil sie seit zwei Monaten auf WG-Zimmersuche war und schon die 17. Absage erhalten hatte;
- > oder der offene Rassismus am Wohnungsmarkt, wenn „Österreicher_innen“ automatisch eine Wohnung zur Miete erhalten, weil sie die einzigen „inländischen“ Bewerber_innen sind.

Wir übergeben die Beschwerden

Die Ergebnisse der Beschwerdestelle wurden in einer Broschüre zusammengefasst, mit politischen

Analysen ergänzt und im Rahmen einer Diskussionsveranstaltung im Jänner 2014 präsentiert. Die Beschwerdepостkarten wurden ausgewertet und in ästhetisch ansprechender Form im Frühjahr 2014 an die Adressat_innen übergeben. Es war eine kleine, aber starke Manifestation des Protests gegen die aktuelle Wohn- und Stadtbaupolitik, die die Schaffung von leistbaren öffentlichen Wohnungen einschränkt, „hochwertige“ Eigentums- und Geldanlagewohnungen durch raumplanerische Entscheidungen fördert und zugleich den Zugang zu Stadtwohnungen beschränken möchte.

Der politische Kampf geht weiter

Angesichts stagnierender Löhne („working poor“) und einer Ausdünnung des sozialen Netzes in Kombination mit der Reduzierung des sozialen Wohnbaus wird leistbares und angemessenes Wohnen in den kommenden Jahrzehnten eines der wichtigsten gesellschaftspolitischen Themen bleiben. Die Bildung von Allianzen und die Bündelung der Interessen gegen den Ausverkauf von Wohnraum nach der Logik des Kapitals (den „Habenichtsen“ die Straße, den Reichen die Penthäuser) ist zwingend notwendig. Die Öffentliche Beschwerdestelle und das Projekt „wohnen für alle!“ war ein kleiner Mosaikstein unter den vielen globalen und sozialen Kämpfen für das Recht auf Wohnen.

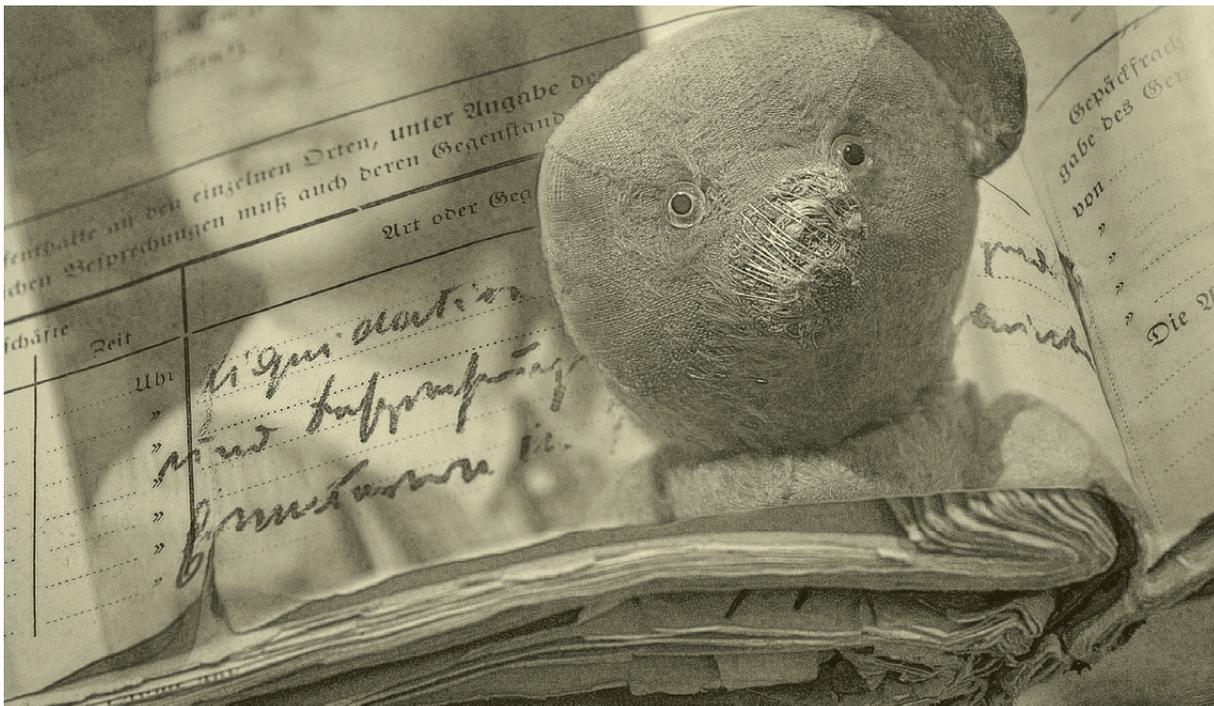
Der Projektverlauf und die Projektergebnisse sind dokumentiert auf www.wohnen-fuer-alle.at

Stephan Blaßnig studierte Politikwissenschaften in Innsbruck, arbeitet in einer Beratungseinrichtung für Migrant_innen und ist im antirassistischen und antifaschistischen Bereich engagiert. Zusammen mit Désiré Tchuenteu setzte er im Jahr 2013 das Projekt „wohnen für alle!“ um.

Die Zeit heilt nicht alle Wunden

20 Jahre Psychosoziales Zentrum ESRA

Vor 20 Jahren begann das psychosoziale Zentrum mit der Betreuung von durch NS-Verfolgung traumatisierten Menschen. Heute ist ESRA für die Therapie von Psychotraumata weit über die österreichischen Grenzen hinaus bekannt.



In der Ambulanz von ESRA herrscht reges Treiben. Ein Angestellter scherzt mit der Sprechstundenhilfe auf Hebräisch. Eine Frau stöbert im Wartebereich im Bücherregal, eine Sozialarbeiterin entlässt einen Bub und bittet die Mutter um einen neuen Termin.

Geschäftsführer Peter Schwarz, der seit vielen Jahren auch in der **Initiative Minderheiten** aktiv ist, führt durch das Haus, zeigt den Gesellschaftsraum, in dem täglich ein koscherer Mittagstisch angeboten wird und in dem sich der umtriebige SeniorInnenclub „SchelAnu“ trifft, den begrünten kleinen Innenhof, der bei schönem Wetter zum Verweilen einlädt, und die freundlichen Therapieräume, die bloß nicht an ein Amt erinnern sollen. Denn die psychosozialen Folgen

eines Traumas zeigen sich nicht selten in einer chronischen Angst vor Behörden.

Beim Rundgang wird rasch klar, wie viel Wert auf Niederschwelligkeit bei gleichzeitig größter Diskretion gelegt wird. Schließlich sitzen die Ängste und die Skepsis der KlientInnen und PatientInnen tief, und das große Vertrauen, das sie ESRA entgegenbringen, sollte auf keinen Fall erschüttert werden.

Child Survivors und Nachfolgenerationen

Vor 1938 zählte die jüdische Gemeinde in Wien 200.000 Menschen. Nach Verfolgung, Ermordung und Vertreibung durch die NationalsozialistInnen war sie auf nur 5.500 Perso-

nen geschrumpft. Beim Wiederaufbau der Gemeinde wurde auch eine kleine Sozialabteilung geschaffen, deren Aufgabe es war, die größte Not bedürftiger Menschen durch Sachspenden und finanzielle Hilfestellung zu lindern. In den 1990er Jahren gelang es, ein interdisziplinäres Zentrum in Wien zu errichten, das sich der sozialen und psychischen Betreuung von Gemeindemitgliedern verschrieb. 1994 öffnete ESRA im zweiten Wiener Gemeindebezirk an zwei Standorten seine Pforten. Bereits innerhalb eines Jahres wurde der Andrang so groß, dass neue, größere Räumlichkeiten gesucht werden mussten. Heute befindet sich ESRA an einem historischen Ort: dort, wo sich bis zum Novemberpogrom 1938 der Leopoldstädter Tempel befunden hatte.



Zwei Archivfotos aus den 1970er Jahren – beide betitelt mit „Planquadrat“: Anlass für **Vida Bakondy**, deren Entstehungszusammenhang zu erforschen.



auf Seite
31

Etwa 3.000 Menschen nehmen derzeit jährlich die Angebote von ESRA in Anspruch. Die meisten von ihnen sind in Wien lebende Jüdinnen und Juden – Überlebende des NS-Regimes und ihre NachfahrInnen. Einige werden von der Sozialabteilung betreut, bei anderen wird die ganze Familie mehrmals in der Woche therapeutisch und medizinisch umsorgt.

Meistens geht beides aber Hand in Hand: „Fachärztliche Leistungen werden bei uns nicht einfach losgelöst von sozialarbeiterischer Betreuung angeboten“, erklärt Peter Schwarz. Aber wie kommt es, dass noch 70 Jahre nach Kriegsende so viele Personen Unterstützung bei ESRA suchen?

Viele NS-Überlebende versuchten nach 1945, die erlebten Gräueltaten zu vergessen. Mit dem Ende der beruflichen und familiären Verpflichtungen, mit der Pension bzw. bei Eheleuten oft nach dem Tod des Partners/der Partnerin kam es aber leicht wieder zu Retraumatisierungen. „Die Zeit heilt nicht alle Wunden. Das wäre eine falsche Annahme. Der Bedarf ist bei sogenannten child survivors und ihren Nachfolgenerationen immer noch gegeben“, erklärt Schwarz.

Beispielhafte Interdisziplinarität

Die Kombination von medizinisch-therapeutischen Angeboten aus der ESRA-Ambulanz mit der Abteilung Soziale Arbeit – unter der Leitung von Gerda Netopil – ist eine der Innovationen der Institution, die sich mit diesem interdisziplinären Ansatz und wegen der hohen fachlichen Kompetenz aller 70 MitarbeiterInnen internationale Anerkennung erworben hat.

Eine andere Besonderheit der Institution ist ihre Mehrsprachigkeit. Bei ESRA wird ganz selbstverständlich in unterschiedlichen Sprachen betreut und gelebt. Deswegen haben

Interview mit Dr. Klaus Mihacek, ärztlicher Leiter der ESRA-Ambulanz

„Die Erinnerungen verschwinden nicht“



Primar Dr. Klaus Mihacek, Ärztlicher Leiter ESRA; Alle ESRA-Fotos: Josef Polleross

STIMME: Herr Dr. Mihacek, was ist ein Trauma?

Mihacek: Ein Trauma ist ein plötzlich einsetzendes Ereignis, das die Bewältigungsmechanismen der betroffenen Person übersteigt. Um es mit den Worten einer Patientin zu formulieren: „Durch das Trauma wird eine Welt eine andere, als sie vorher war“. Aus medizinisch-psychologischer Sicht ist ein Trauma ein komplexer Prozess, der auch Wirkungen auf das Nervensystem hat und je nach Resilienz des Betroffenen individuell ausfallen kann.

Nicht jedes traumatische Ereignis führt zu Posttraumatischen Belastungsstörungen. Generell kann man sagen, dass die schlimmsten

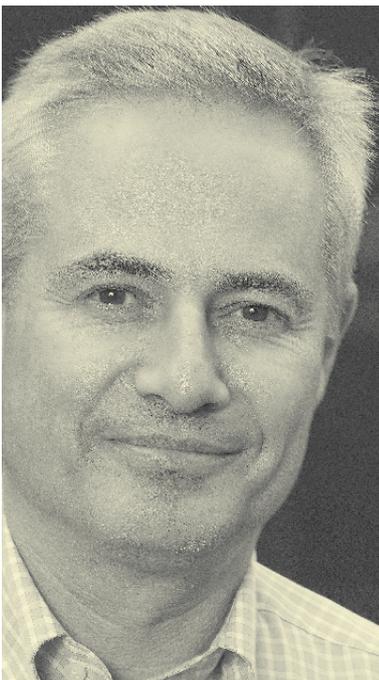
Traumata jene sind, die von Mensch zu Mensch verübt wurden, sogenannte „man made disasters“, die das Grundvertrauen der Menschen ineinander erschüttern. Beispiele dafür sind sexuelle Gewalt und die NS-Verbrechen, mit deren traumatischen Folgen wir uns bei ESRA vor allem beschäftigen.

Die psychischen Belastungen von NS-Überlebenden sind vielfältig. Wie äußern sie sich?

Bei NS-Überlebenden beobachten wir sehr häufig das „Holocaust-Syndrom“. Nach dem Ende des Krieges trat bei NS-Überlebenden häufig eine Latenzphase ein, eine Phase, in der es darum ging, ein



die SprachforscherInnen Brigitta und Thomas Busch ESRA als mustergültigen Platz der Mehrsprachigkeit in ihr Buch „Von Menschen, Orten und Sprachen“ aufgenommen. Hier habe sich eine von der monolingualen Praxis abweichende Norm etabliert, heißt es dort über das Zentrum. Das erklärte Ziel von ESRA ist, KlientInnen in krisenhaften Situationen so unbürokratisch und individuell wie möglich zu helfen und sie so zu stärken, dass sie wieder ein selbstbestimmtes Leben führen können. Peter Schwarz betont: „Wir wollen Menschen nicht nur versorgen, wir möchten ihnen wieder eine Unabhängigkeit und Selbständigkeit von ESRA ermöglichen.“



Peter Schwarz, Geschäftsführer ESRA

Offenheit für leidtragende Gruppen

„ESRA“ bedeutet auf Hebräisch Hilfe. In den Anfangsjahren von ESRA ging es vor allem darum, NS-Überlebenden Hilfestellung bei den Anträgen auf Zahlungen beim Nationalfonds der Republik Österreich zu geben. Schon damals wurden aber nicht ausschließlich Angehörige der jüdischen Gemeinde, sondern auch Betroffene aus anderen NS-Opfergruppen wie etwa Roma und Sinti und Kärntner SlowenInnen unterstützt. Lange war ein Schwerpunkt die Betreuung von ausländischen Zuwandererinnen und Zuwanderern in die Wiener jüdische Gemeinde. Mittlerweile ist diese



Gerda Netopil, Leiterin Soziale Arbeit ESRA

Zuwanderung aufgrund der bestehenden Gesetze de facto abgeschlossen, und die Betätigungsfelder haben sich wieder verändert.

In den letzten Jahren stand man vermehrt auch all jenen zur Verfügung, die nach Flucht- und Foltererfahrungen in aktuellen Krisengebieten an Posttraumatischen Belastungsstörungen leiden. „Wobei Status und Versicherung keine Voraussetzung für die Behandlung sind“, betont Schwarz nachdrücklich.

Dass ESRA einen guten Ruf genießt, sieht man auch daran, dass Krankenhäuser ihre migrantischen PatientInnen auf ESRA verweisen. Eine enge Zusammenarbeit besteht auch mit dem Verein Hemayat, dem Betreuungszentrum für Folter- und Kriegsüberlebende. Der Fonds Soziales Wien ist nicht nur Geld-, sondern auch Auftraggeber in der Betreuung von Flüchtlingen in den Grundversorgungseinrichtungen. Die Liste der österreichweiten Kooperationen ist lang. ESRA fungiert dabei oft in beratender Tätigkeit und gibt das über die Jahre erworbenes Wissen weiter.

„Wir sind froh und auch stolz, dass wir unser Wissen und unsere Leistungen auch an diese Menschen weitergeben können“, erklärt Schwarz. „ESRA wird immer eine jüdische Organisation bleiben, wir schließen mit unserer Arbeit aber auch an die Tradition der 1920er Jahre an, als es in Wien jüdische Gesundheitseinrichtungen wie das Rothschild-Spital gab, die allen offenstanden.“

Jana Sommeregger ist Schriftführerin der Initiative Minderheiten.

Leben aufzubauen, eine Familie zu gründen und sich nicht mit dem Holocaust zu beschäftigen. Erst nach 20 bis 30 Jahren werden bei vielen NS-Überlebenden Spätfolgen extrem und treffen stark. Je älter der Mensch wird, desto stärker kommen die Erinnerungen hoch. Außerdem wird das Langzeitgedächtnis stärker, während das Kurzzeitgedächtnis schlechter wird. Die Erinnerungen drängen wieder in den Vordergrund. Zudem haben wir es beim Holocaust mit einem kollektiven Trauma zu tun, das auch die nachfolgenden Generationen stark betrifft.

Kann man so viele Jahrzehnte nach der Shoah ein Trauma überhaupt noch gut therapieren?

Ja, das kann man. Dennoch: Heilbar ist es nicht. Die Erinnerungen verschwinden nicht, aber die Belastungen können gelindert werden. Das Besondere bei ESRA ist nicht zuletzt, dass die Menschen, die zu uns kommen, davon ausgehen können, dass wir das nötige historische Wissen über die Katastrophe haben. Wir drängen daher niemanden, gleich zu Beginn über das Erlebte zu sprechen, und können so Vertrauen vermitteln.

Wie beurteilen Sie den Umgang Österreichs mit seiner Vergangenheit?

Die Aufarbeitung, dass Österreich nicht Opfer des Nationalsozialismus war, sondern Täter, hat wirklich sehr spät, erst in den 1990er Jahren, eingesetzt. Da ist uns Deutschland um Jahrzehnte voraus. Seither kann aber bei einigen politischen Parteien eine gute Haltung festgestellt werden. Wir erhalten von der Stadt Wien sehr große und enorm wichtige Unterstützung. Bei der Bevölkerung ist aber nach wie vor ein großes Leugnen feststellbar, und es gibt leider auch in gewissen politischen Lagern immer wieder Äußerungen, die bei unserer Klientel sehr wohl große Ängste bewirken. Es ist nämlich nicht so, dass Äußerungen, die den NS verherrlichen, an unserer Klientel spurlos vorbeigehen.

Traumatisierten Flüchtlingen beziehungsweise AsylwerberInnen, die ESRA auch betreut, wird oft nur wenig Verständnis seitens der Behörden entgegengebracht.

Da ist wirklich wenig Verständnis vorhanden. Das macht uns immer wieder betroffen. Für uns

sind alle Traumatisierten gleich, egal, aus welchen Ländern sie kommen. Besonders bei Menschen aus Syrien oder Afghanistan ist es mir ganz unverständlich, dass da kein Mitfühlen möglich ist. Wenn man den Geschichten der Flüchtlinge mehr zuhören würde, hätte man mehr Verständnis für ihre Situation.

Heißt das, die Behörden hören zu wenig zu?

Das würde ich nicht so sagen. Sie stehen aber unter Druck, weil sie sehr enge Vorgaben haben, und diese sind nicht förderlich. Aber auch da verändert sich zum Glück schon einiges zum Positiven. Es ist aber noch viel zu wenig, um das Leid dieser Menschen aufzufangen. Besonders, wenn wir hören, wie Asylanten in privaten Unterkünften leben müssen, ist das haarsträubend.

Klaus Mihacek ist Psychiater und Neurologe. Seit 2011 ist er ärztlicher Leiter der ESRA-Ambulanz, die jährlich ca. 1700 Menschen aller Altersstufen und Herkunftsländer durch eine Vielzahl an Angeboten in den Bereichen Medizin, Psychiatrie, Psychotherapie, Psychologie und Pflege unterstützt.

„Der Stacheldraht ist noch da.“

Rede zur Feier in der Gedenkstätte des KZ Loibl Nord am 14. Juni 2014

Am 7. Mai 1945, einen Tag vor dem offiziellen Kriegsende, überwand die KZ-Insassen ihre Peiniger. Mehrere hundert Überlebende des KZ Loibl zogen, bewacht von SS-Einheiten, auf der steilen Bergstraße ins Tal Richtung Ferlach. Sie ließen das Lager, in dem sie gedemütigt, ausgebeutet und misshandelt wurden, so rasch es ging hinter sich. Die Häftlinge, die während der Sprengungen im Stollen bleiben mussten, die im Karawankenwinter bitterlich gefroren und im Sommer unter den Myriaden Mücken und der Hitze gelitten hatten, überließen das Lager sich selbst, das heißt: der Natur. Baracken für Gefangene und SS, Wirtschaftsgebäude, sechs Wachtürme, ein Appellplatz, ein zweireihiger Stacheldrahtzaun, ein Laufgraben, noch ein Stacheldrahtzaun und ein sogenanntes Krematorium, eine Grube am oberen Ende des Lagers, in der die Leichen der Ermordeten im Freien verbrannt wurden. Die Natur nahm das Geschenk an. Dreißig Jahre später war von dem Lager nichts mehr zu sehen. Ein Jungwald verdeckte das Gelände.

Die Befreiten trugen nichts mit sich. Dennoch drückte sie schweres Gepäck: die Erinnerung an die erschossenen Kameraden, an die Gedemütigten und Verratenen, an die Kranken, die vom SS-Arzt Ramsauer ermordet wurden. Damals konnten die Befreiten sich nicht vorstellen, dass Ramsauer, der den Häftlingen Benzin ins Herz gespritzt und sie sogenannten medizinischen Experimenten unterworfen hatte, nach dem Krieg eine mit mannigfachen Auszeichnungen des Landes Kärnten veredelte Karriere machen sollte. Noch im hohen Alter, fünfzig Jahre nach seinen Verbrechen, verkündete der Mann, er würde gern alles noch einmal und genauso machen. Sie konnten sich auch nicht vorstellen, dass die offizielle Erinnerung an das Lager unter einem Wald, unter einem sechzigjährigen Fichtenwald, wie er hier noch auf den Fundamenten des Zivillagers zu sehen ist, verschwinden würde.

Vor der Draubrücke flüchteten die SS-Lagersoldaten Richtung Rosental.

Jetzt erst waren die Häftlinge endgültig frei. Bäcker, Fleischhauer und Gewerbetreibende aus den umliegenden Ortschaften hatten am KZ-Betrieb nicht schlecht verdient. Auch Fenster und Türen, Glas, Beschläge und Ziegel fanden für private Zwecke Verwendung. Einzig der Stacheldraht blieb zurück. Es empfiehlt sich nicht, auf der Bergwiese neben dem Appellplatz frei auszuschreiten. Unter den Gräsern und Blumen verbirgt sich der Stacheldraht des einstigen Lagers, er ist verrostet und scharf, und er ist heute um nichts weniger gefährlich als damals.

Sehr geehrte Damen und Herren!

Der bedeutende englische Historiker Eric Hobsbawm, er lebte in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Wien und ging dann nach England, sagt: Es gibt keine Vergangenheit. Was leichtfertig so genannt wird, ist ein Bestandteil der Gegenwart. Er sagt weiters: Die Zeitspanne, die wir als gegenwärtig empfinden, reicht mindestens über drei Generationen. Die Gegenwart dauert also rund hundert Jahre. Und in besonderen Fällen dauert sie für immer. Es gibt dann keine Vergangenheit und keine Zukunft, nur eine immerwährende Gegenwart.

Nicht nur aus diesem Grund ist es unmöglich, Vergangenheit aufzuarbeiten. Man kann Möbel aufarbeiten, man kann einen Rückstand aufarbeiten, das gelingt besser oder schlechter. Aber Vergangenheit aufzuarbeiten ist ebenso unmöglich wie Vergangenheit zu bewältigen. Die Gewalt, die im Bewältigen steckt, führt letztlich zum Überwältigen. Was indes versucht werden kann und muss, ist aus der andauernden Gegenwart fortlaufende Fäden aufzunehmen, die Lebensfäden jener, deren Leben gewaltsam beendet wurde. Die Lebensfäden der Ermordeten mit jenen der Überlebenden zu verknüpfen ist die einzige Möglichkeit, wie die vergangene die zukünftige Gegenwart anzuleiten vermag. Ob es sich um Verwandte oder fremde Menschen handelt, ist nicht von Belang. Wichtig ist, dass Lebensfäden der Ermordeten mit den Lebenden verknüpft werden, dass die Generation der Großeltern mit der der Enkel in Beziehung tritt. Für diesen Zweck braucht es regelmäßige Veranstaltungen, in denen die Menschen sich ihrer Stellung in der Gegenwart bewusst werden.

Das Absinken historischer Ereignisse ins Vergessen, das Überwuchern einmal verstandener Zusammenhänge durch den medialen Desinformationsmüll, können durch Elemente der Erinnerungskultur verhindert werden. Gedenkveranstaltungen dienen als Korsettstangen des Bewusstseins, sie verbinden die zeitliche mit der kognitiven Ebene, Trauer und Wut und Empörung mit einem tieferen Verständnis jener Mechanismen, die Gesellschaften überleben oder in Barbarei abgleiten lassen.

Sehr geehrte Damen und Herren!

Auch wenn es sich wie Asche in unserem Mund anfühlt; lasst uns das tausendmal Gesagte immer wieder sagen, warnte der große Meister der Gegenwart Bertolt Brecht vor dem Atomkrieg. Er wurde verhindert. Aber ein Ende faschistischer Parteien und Ideologien ist nicht absehbar. Der Boden, auf dem dies tödliche Kraut wächst, steht in vollem Saft, an Dünger mangelt es nicht. Wir kennen die Ursachen in Ökonomie und Geschichte.

Faschistische Bewegungen haben einen Hauptzweck, die Zurichtung und Disziplinierung der Menschen im Sinne der Herrschenden. In Zeiten von Wirtschafts- und Finanzkrisen und sich ausbreitender, in Südeuropa längst manifester Massenarbeitslosigkeit, Armut und dem damit verbundenen Perspektivmangel müssen Alternativen der Vernunft und der Empathie mit den Schwachen als unvernünftig, widernatürlich, als das Böse schlechthin denunziert werden.

Die Menschen werden angehalten, auf Sündenböcke einzuschlagen und Tag und Nacht zu konsumieren. Auf diesem Feld genießen sie alle Freiheiten. Nur eine Freiheit ist ihnen nicht gestattet. Unter keinen Umständen dürfen sie zum Bewusstsein ihrer gesellschaftlichen Lage gelangen. Die digitalen Medien sorgen für Ablenkung und Verdummung, die Rechtsextremen für Verhetzung und Bedrohung.

In Zeiten der Krise werden alte Feindbilder aus dem Fundus der Geschichte geholt: Antislawismus, Antiziganismus (getarnt als „Bettlerhass“), Russenhass, Antisemitismus und ein primitiver Antikommunismus und Antisozialismus.

Dazu kommt: Was Ramsauer noch in roher Form betrieb, steht heute auf der Agenda der Gesundheitsökonomie und der von ihr beschäftigten Zuträger in Politik und Wissenschaft. Die Verschlechterung der Lebensumstände behinderter, alter und gebrechlicher Menschen hat einen Fluchtpunkt: das sogenannte Schöne Sterben, die Beendigung eines vermeintlich nicht lebenswerten Lebens. In Holland, wo einschlägige Gesetze seit Jahren in Kraft sind, fallen jährlich dreitausend Menschen der aktiven Euthanasie zum Opfer. Holländische Behindertenverbände schätzen, dass bei zwei Dritteln der Euthanasierten kein Todeswunsch, wohl aber der Wunsch nach Schmerzlinderung und Zuwendung gegeben war.

Regelmäßig brechen Medien Kampagnen zur Einführung der Euthanasie vom Zaun, der ORF ist dabei an vorderster Stelle. Noch wehrt sich die Politik. Was die liberalen Euthanasiefreunde stört, ist die Tatsache, dass die Mordmaschinerie des Dritten Reichs für immer mit dem Schicksal zigtausender ermordeter behinderter Menschen verbunden ist und bleibt.

Sehr geehrte Damen und Herren!

Ich bin in Krems an der Donau, im Stahlwerk der voestalpine Krems aufgewachsen. Das Werk und die dazugehörige Siedlung wurden 1939/40 von französischen KZ-Häftlingen errichtet. Auch belgische und niederländische Häftlinge kamen zum Einsatz. Zweitausend Stahlarbeiter aus Fohnsdorf und Rottenmann wurden mit ihren Familien an die Donau zwangsverpflichtet, sie stellten die Belegschaft des Werks. Die Häftlinge kamen aus dem oberhalb von Krems gelegenen Stalag XVII b, dem größten Gefangenenlager auf dem Gebiet des Deutschen Reiches, in dem bis zu 70.000 Häftlinge interniert waren. Zusätzlich war auch dieses Lager ein Nebenlager des KZ Mauthausen. Mehrere Tausend Häftlinge, vorwiegend aus der Sowjetunion, Polen und Jugoslawien überlebten das Lager nicht.

Als Bub fuhr ich mit dem Rad durch ein Robinienwäldchen und wunderte mich über betonierte Fundamente. Und ich bewunderte die Segelflieger. Die Fundamente stammten von den Gebäuden der SS, das Flugfeld der Segelflieger befindet

sich auf dem Platz, wo einst der Massenfriedhof und Hunderte Baracken standen. An der Zufahrtstraße am Flughafen Krems erinnern Gedenktafeln an französische, sowjetische und amerikanische Häftlinge. Die Stadt Krems und die Republik Österreich halten sich nobel zurück, es gibt kein Mahnmal. Warum in Krems die Existenz des Lagers verborgen wird und warum dies hier am Loibl nicht so ist?

Es gibt keine Vergangenheit, hieß es eingangs. Es gibt nur die Gegenwart. In bestimmten historischen Konstellationen – wenn die alten Regularien nicht mehr wirken, neue aber nicht in Sicht sind – kann es sein, dass auch vermeintlich gefestigte Gesellschaften den Anschluss an zivilisatorische Standards verlieren. Ich rede nicht nur von der schändlichen Entwicklung in Ungarn.

Sie mögen sagen, ich beschreibe einen Altraum. Aber fing der tiefste Zivilisationsbruch der Neuzeit nicht auch mit einem Altraum an? Mit der Vorstellung, einer überlegenen Rasse anzugehören, einer überlegenen Nation? Mit der ungeheuerlichen Annahme, Schwäche sei ein zur Gewalttat herausforderndes Mal? Und sind nicht die schlimmsten Alträume jene, deren die Menschen sich gar nicht bewusst sind?

Sehr geehrte Damen und Herren!

Wir reden nicht von einer fernen Zukunft, sondern von der Gegenwart. In diesem Prozess der Formierung restaurativer und menschenfeindlicher Verhältnisse stehen wir nicht am Anfang. Wir sind mittendrin.

Dennoch gilt: Auch wenn die Verzweigung vieler Menschen in und um Europa wächst, die Bedrohung durch Krieg, Verelendung und Orientierungslosigkeit alltäglich wird: Keine gesellschaftliche Entwicklung ist unumkehrbar. Allerdings braucht es für den Kampf gegen die Kräfte der Finsternis ein paar Voraussetzungen. Zu den wichtigsten zählen Mut und ein langer Atem. Stellvertretend für viele sei der damalige Zivilarbeiter und Widerstandsaktivist Janko Tišler erwähnt. Er war mutig und er hatte einen langen Atem. Er war einer jener, von denen es später heißt: Wo sie waren, blieb der Mensch dem Menschen kein Wolf. Zu den Voraussetzungen zählt ferner das konsequente Auftreten gegen den Neofaschismus. Der Irrglaube, es genüge, mit diesen Leuten zu reden, so ließen sie sich von der Schändlichkeit ihres Denkens und Handelns überzeugen, hält sich hartnäckig. Tatsächlich ist es doch so: Reicht man Faschisten die Hand, geht man mit einem Stumpf davon.

Schließlich sei noch eine Voraussetzung für ein gedeihliches Zusammenleben erwähnt: Wir brauchen Orte, an denen wir uns ohne Furcht und ohne Einschränkung mit unseren Angelegenheiten befassen können. Wir brauchen einen Hafen, wo wir vor Sturm und Wetter geschützt anlegen und Proviant und Zuversicht für den weiteren Weg aufnehmen können. Wir brauchen Häfen der unzerstörten Menschlichkeit. Diese Gedenkstätte ist ein solcher Hafen.

Der Stacheldraht ist noch da. Wir haben keine Verwendung für ihn. Achten wir darauf, dass das so bleibt.

Die Feier fand zum 20. Jahrestag der Eröffnung der Gedenkstätte KZ Loibl Nord statt.

Conchita Wurst

Ein Gespräch von Vlatka Frketic (VF) und Persson Perry Baumgartinger (PPB) in Berlin, Wien und dazwischen

VF: Ich möchte diesen Hype um Conchita Wurst eigentlich nicht nachvollziehen.

PPB: Ich glaube, dass es für viele eine Befreiung war.

VF: Vielleicht. Aber sicher nicht für die Massen, die da zugejubelt haben.

PPB: Ich weiß nicht, wer diese Massen sind, aber für mich, vor Jahrzehnten am Dorf, wäre das ein Befreiungsschlag gewesen, so eine Person in den Medien zu haben.

VF: Aber stell dir mal vor, es bewirbt sich jemand mit dem Outfit von Conchita Wurst um einen Job. Glaubst du, die, die zugejubelt haben, würden mit dieser Person zusammen arbeiten wollen?

PPB: Die haben nicht zugejubelt, glaube ich.

VF: Doch, natürlich. Auf dem Konzert am Ballhausplatz. Die haben da alle zugejubelt, sehr viele waren das. Die Menschen dort konnten sich besser, demokratischer, offener darstellen, als sie es in ihrem Alltag sind.

PPB: Conchita Wurst muss man jetzt halt lieben, weil sozusagen die ganze Welt sie liebt.

VF: Das weiß ich nicht.

PPB: Das ist vielleicht wie die Sache mit dem Life-Ball-Plakat. Das war dann zu viel, zu „pervers“. Wie uns K. erzählt hat. Da hing in Wien ein großes Conchita-Wurst-Plakat und daneben das Plakat vom Life Ball, welches total zerrissen war. Das „Wir-sind-Conchita-Plakat“ war natürlich unbeschädigt.

Das spricht für mich auch das an, was du vorhin gesagt hast, also sie ist sozusagen eine ikonenhafte Figur, die alle lieben können, weil sie weit weg ist. Das sind die negativen Aspekte, die Konfliktpunkte. Und trotz allem glaube ich, dass es für viele befreiend war, bei den Auftritten von Conchita Wurst einen Bart zu tragen.

VF: Ja, sicher. Aber wie lange noch? Oder ist das schon vorbei?

PPB: Das muss in einem Jahr wieder da sein, weil sie dann für Österreich steht. Ich fand das schon interessant, dass Österreich auf Conchita Wurst stolz sein muss.

VF: Naja. Österreich hat ja seit langem international wieder was gewonnen.

PPB: Ja, aber mit der Figur Conchita Wurst. Das ist schon ein interessanter Aspekt. Österreich muss stolz sein auf eine queere Figur.

VF: Vielleicht wird in diese Figur auch zu viel hineingelesen. Es werden unglaublich viele Erwartungen an Conchita Wurst gesetzt. In ihre Performance wird viel zu viel hineingelesen. Conchita Wurst ist ein Mensch, der, naja, anders erscheint als der Großteil der Menschen in Österreich. Sie kann das nicht alles erfüllen. Sie kann nicht für meine Befreiung, Kämpfe oder was auch immer stehen.

PPB: Das weist sie auch gut ab. In den Interviews hat sie ja auch immer gesagt „Ich lebe meinen Traum“, also nicht „euren Traum“. Damit sagt sie ja auch „Ich bin nicht eure Projektionsfläche.“ Auf jeden Fall habe ich mich an dem Abend sehr gefreut, als sie beim Songcontest gewonnen hat.

VF: Ich auch. Und gleichzeitig konnte sich Österreich als fortschrittlicher und demokratischer als Russland und andere Länder darstellen. Und damit wird auch eine Art kulturelle Offenheit in Österreich propagiert.

PPB: Wenn das nicht mit Thema gewesen wäre, hätte sie vielleicht nicht gewonnen. Der ganze westliche Teil Europas hat sich über das Thema Queer als demokratisch und menschenrechtsfreundlich dargestellt. Die Medien haben da auch mitgespielt. Und trotzdem würde eine Person wie Conchita Wurst ohne diese öffentliche Aufmerksamkeit

nur schwer einen Job bekommen, im sogenannten aufgeklärten Westen. Das hat ja unter anderem auch unsere Studie zu Trans* am Arbeitsmarkt gezeigt.

VF: Genau.

PPB: Und gleichzeitig glaube ich, dass Conchita Wurst eine Vorbildwirkung hat und dass sie eine Diskussion zumindest auslöst. Ich glaube nicht, dass Österreich das selber so gewählt hätte. Ich glaube, Conchita Wurst wäre total zerrissen worden in Österreich, wenn sie nicht gewonnen hätte.

VF: Weder Conchita Wurst noch andere sollten als Demokratie-Beweis des westlichen Europas herhalten oder für Kritik von LGBTQ-Leuten oder -Organisationen, was sie alles anders hätte machen müssen.

PPB: Ja, dass sie eine von vielen ist.

VF: Genau. Dass sie nicht irgendwelche zugeschriebenen gesellschaftlichen, politischen Rollen übernehmen oder erfüllen soll, an denen sich dann irgendwelche Leute reiben. Ich denke mir, sie ist „nur“ eine Künstlerin. Ein* Künstler*in, die sich auf ihre Art und Weise für Menschenrechte und gegen Diskriminierung einsetzt.

PPB: Was mir gefällt: Sie formuliert positive Aspekte, und solche hervorzuheben ist auch eine Form von Kritischsein. Sie setzt sich ja u. a. auch gegen Rassismus ein. Mit ihrem Spruch „We are unstoppable“ produziert sie eine Gruppe, aber nicht mit identitären Zuschreibungen. Und mit diesem „we“ kannst du viele ansprechen. Da fühlen sich auch viele angesprochen.

VF: Ja.

Vlatka Frketic, Erwachsenenbildnerin; produziert Text und Grafiken aus allem.

Persson Perry Baumgartinger, Wien | Berlin; Wissenschaftler, Trainer & Coach in den Bereichen Queer Linguistics, TransGender Studies, Kritisches Diversity.

www.diskursiv.at

WIENER VIDEO REKORDER

ARCHIVIERUNG VON PRIVATEN ALLTAGS-DOKUMENTATIONEN

Die Österreichische Mediathek, das österreichische Archiv für Tonaufnahmen und Videos aus Kultur- und Zeitgeschichte ist auf der Suche nach privaten Alltags-Videoaufnahmen. Im Zuge eines vom WWTF (Wiener Wissenschafts-, Forschungs- und Technologiefonds) finanzierten und bis Ende 2016 laufenden Archivierungs- und Forschungsprojektes werden Videoaufnahmen ab den 1980er-Jahren gesammelt, langzeitarchiviert, aufgearbeitet und für die wissenschaftliche Forschung zur Verfügung gestellt.

Verlorene Geschichte?

Videokassetten als Aufnahmeträger sind stark gefährdet. Viele kennen dieses Problem aus eigener Erfahrung: Bandsalat, Videokassetten werden unspielbar, Abspielgeräte werden kaputt und sind im Handel nicht mehr erhältlich. Sind diese Aufnahmen nicht mehr zugänglich,

ist damit auch das darauf gespeicherte Material unwiderruflich verloren. Dies ist besonders bei privaten, nicht veröffentlichten Aufnahmen der Fall, da hier die Videokassette oft die einzige erhaltene Kopie darstellt. Auch DVDs sind für eine langfristige Sicherung der Videodateien ungeeignet.

Das Projekt „Wiener Video Rekorder“

Das Projekt „Wiener Video Rekorder“ widmet sich der Sammlung, Archivierung und Langzeitsicherung von Video-Aufnahmen aus privaten Beständen. Die gesammelten Video-Aufnahmen sollten möglichst viele Bereiche des Alltags dokumentieren. Es werden alle Arten von Videos – vom Urlaubs- oder Hochzeitsvideo über private Alltagsaufnahmen bis zur Dokumentation von öffentlichen Ereignissen aus verschiedenen Perspektiven und aus dem Alltag von unterschiedlichen

gesellschaftlichen Gruppierungen gesucht. Die Sammlung soll mit der Einführung der Videosysteme in den frühen 1980er Jahren einsetzen und bis in die Gegenwart hinein ein breites Spektrum der Gesellschaft repräsentieren. Inhaltlich hat sich die Sammlung bewusst möglichst weite Grenzen gesetzt. Der Videobestand sollte im privaten Kontext entstanden sein, das heißt nicht für eine Veröffentlichung hergestellt worden sein und einen Bezug zu Wien bzw. der in Wien lebenden Bevölkerung vorweisen.

Sie haben Video-Material?

Sie bekommen als Übergeber/in bei Bedarf eine digitale Kopie des verwendeten Materials als File zum Download zur Verfügung gestellt. Ihre Aufnahme wird als Teil der Sammlung der Mediathek dauerhaft bewahrt und – je nachdem, für welche Art der Nutzung sie von Ihnen freigegeben wird – für eine wissenschaftlich orientierte Zielgruppe in den Bereichen Medienwissenschaften, Sprachforschung, Ethnologie, Politologie, Geschichte oder Soziologie oder auch online zur Verfügung gestellt. Sie können bei der Übergabe bestimmen, in welcher Form Ihr Material verfügbar sein darf.



Informationen zum Projekt finden Sie unter:
<http://www.mediathek.at/wiener-video-rekorder>
bzw. videorekorder@mediathek.at

österreichische **mediathek**
audiovisuelles archiv • technisches museum wien

gefördert von:



Der Autor EMMANUEL MBOLELA kommt
im November 2014 nach Österreich

MEIN WEG VOM KONGO NACH EUROPA

Zwischen Widerstand, Flucht und Exil

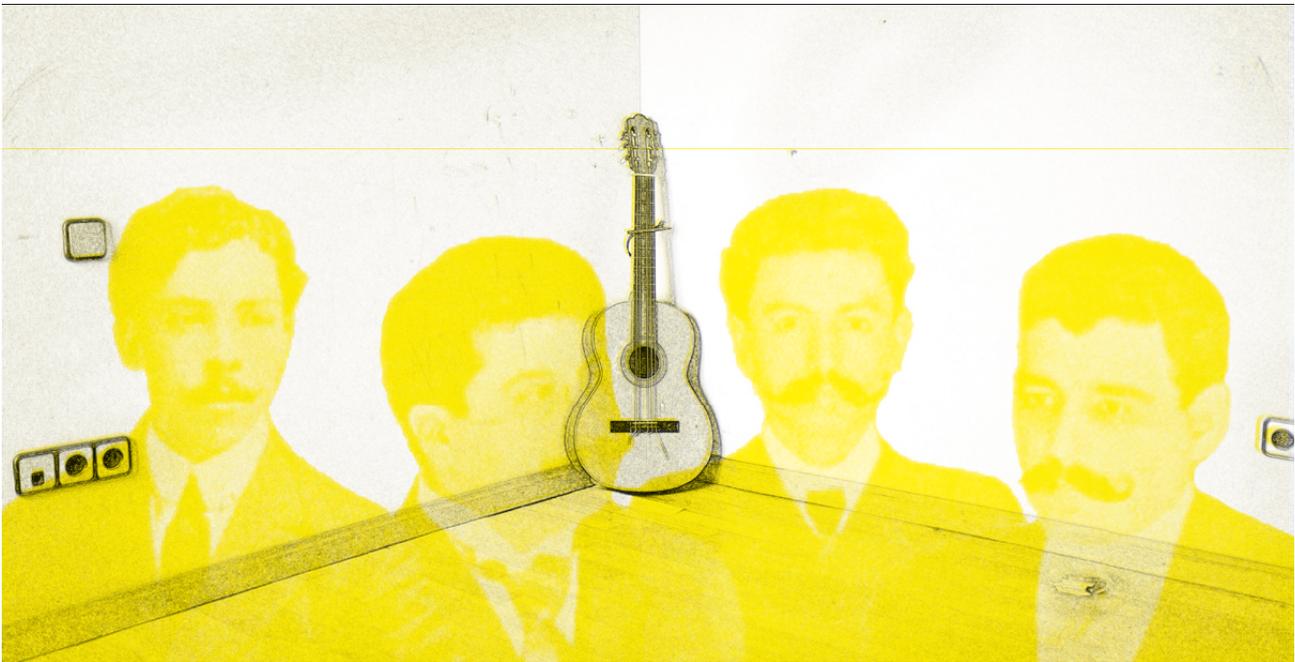
Bei Interesse an Schulbesuchen und Abendveranstaltungen
(Lesung + Diskussion) bitte Mail an
minderheiten@gbw.at



The Sound of Protest

Welchen Stellenwert hat Musik bei Radio Stimme?

Willkommen zurück bei Radio Stimme“ hören regelmäßige Hörer_innen öfter, nachdem ein Lied in der Sendung gelaufen ist. Doch Lieder sind für die Radio Stimme-Redaktion weit mehr als eine willkommene „Musikpause“.



„Wort & Wissen“ heißt bei Radio Orange 94,0 (Wien) die Programmschiene, in der **Radio Stimme** einen Sendeplatz hat. Programmschienen werden zur einfacheren Orientierung für Hörer_innen entwickelt. Jeden Werktag um 20:00 Uhr laufen in dieser Schiene Sendungen, in denen Themen wie Politik, Philosophie und Gesellschaft behandelt werden. Dass Radio Stimme bei Radio Freirad (Innsbruck) unter „Musiksendung“ programmiert ist, ist wohl eher Zufall. Denn das gesprochene Wort ist uns wichtiger als das gesungene. Nichtsdestotrotz hat Musik bei Radio Stimme einen wichtigen Stellenwert.

Ein Blick hinter die Kulissen

2012 entschloss sich Radio Stimme dazu, auf *Creative*

Commons (CC)-Musik in der Sendung zu setzen. Das lässt sich auf zwei Gründe zurückführen: Erstens war damit eine rechtssichere Online-Archivierung im *Cultural Broadcasting Archive (CBA)* möglich. Und zweitens unterstützen wir damit das Konzept von CC. Dieses ermöglicht eine Weiterverbreitung, bei vielen Veröffentlichungen auch Bearbeitungen. Größter Nachteil dieser Entscheidung war, auf die Musik queerer oder feministischer Labels verzichten zu müssen, die ihre Musik kommerziell produzieren und bei Weiterverbreitung Tantiemen erhalten. Ein weiterer Nachteil zeigte sich in der regelmäßigen Sendungsproduktion: Der Pool an CC-lizenzierter Musik ist riesig und war für uns relativ unbekannt. Daher gibt es seit 2012 die rotierende Rolle der

Musikredakteur_in, wodurch der Stellenwert von Musik in der Redaktionsarbeit deutlich gestiegen ist. Sie sucht passende CC-Musik zum jeweiligen Sendungsthema.

Musik zum Motivieren und Protestieren

Die intensive Auseinandersetzung mit passender Musik führte auch dazu, dass wir laufend auf kommerzielle Lieder stießen, die thematisch perfekt zu Radio Stimme passen. Nur selten wurden sie dann auch gespielt, weil bei der Verwendung eines solchen Liedes ebendieses im Online-Archiv

ausgeblendet werden musste. Seit August 2014 gibt es im *Cultural Broadcasting Archive* des Verbands freier Radios in Österreich eine neue Lösung. Aufgrund eines Vertrags mit den österreichischen Verwertungsgesellschaften AKM und LSG und der Zahlung von Lizenzgebühren durch die Freien Radios können alle Lieder ohne Einschränkung im CBA gestreamt werden.^[1]

Radio Stimme nutzte diese Änderung im August für zwei Musiksendungen: Am 5. August 2014 widmeten wir uns Hausbesetzungs- und Arbeiter_innenliedern, zwei Wochen später Liedern rund um

[1] Detailinformationen zum CBA und den rechtlichen Grundlagen finden sich in einem aktuellen Buch: Verband Freier Radios Österreich (2014): *Gemeinnützige Medien-Archive in Österreich. Rechtliche Grundlagen, Nutzungsbarrieren und Lösungsansätze*. Wien: facultas.wuv. Im Volltext online unter: http://www.freieradios.at/docs/Gemeinnuetzige_Medien-Archive_2014.pdf

Protest und Pazifismus. Die Bandbreite an ausgewählter Musik reichte vom massentauglichen Ohrwurm bis zum alternativen Elektro – immer mit zusätzlichen Informationen zu Lied, Liedgeschichte und den Interpret_innen. Protestlieder sind kein zeitlich beschränktes Phänomen: Arbeiter_innenlieder wie „Bella Ciao“ (Ende des 19. Jahrhunderts) oder Protestlieder aus dem 21. Jahrhundert. So war „Parva que sou“ (Deolinda) im Frühjahr 2011 ein Auslöser für die friedliche Protestwelle junger Menschen in Portugal: „Ich gehöre zu einer Generation ohne Gehälter [...] wie blöd muss diese Welt sein, in der man einen Uniabschluss braucht, um dann Sklavenarbeit machen zu dürfen?“

Auch fehlendes Engagement wird in Liedern kritisiert, wie in Mimus Version von „Auf, auf zum Kampf!“. Von Brechts motivierendem Text bleibt hier nur das Grundgerüst übrig, stattdessen heißt es: „Auf, auf zum Kampf, zum Kampf! Zum Kampf bin ich zu schüchtern. Auf, auf, zum Kampf, zum Kampf. Weiß jemand, worum es geht?“

Petra Permessier ist Redakteurin bei Radio Stimme.

Los Hermanos

Gilt als Protestlied gegen die Diktatoren in Lateinamerika der 1970er Jahre und deren Unterstützung durch die USA, die zur Sicherung des eigenen Wohlstands linke und sozialistische Regierungen bewusst unterdrückten. Verfasst vom argentinischen Musiker **Atahualpa Yupanqui**, der 1952 aus der kommunistischen Partei ausgetreten war, um die ständigen Zensuren seiner Lieder zu umgehen und weiter Musik machen zu können. Inhaltlich interessant im abstrakten Text ist die Textänderung der argentinischen Sängerin **Mercedes Sosa** 1977: Aus „meine schöne Braut heißt Freiheit“ wird bei Sosa „meine schöne Schwester heißt Freiheit“.

Nem tetszik a rendszert

Dorottya Karsays Lied gilt als inoffizielle Hymne der Widerstandsbewegung gegen die ungarische Regierung von Ministerpräsident Orbán, gegen die aufgrund antidemokratischer Tendenzen und der Einschränkungen der Medienfreiheit regelmäßig protestiert wird. „Ich mag das System nicht“ – so der übersetzte Liedtitel – thematisiert die Unzufriedenheit aus Sicht junger Menschen, deren Bildungsabschlüsse nichts mehr wert sind. Es fordert auf, Verantwortung zu übernehmen und nicht zuzusehen, wie die Regierung Fehler im Namen aller macht.

Grândola, Vila Morena

1964 von **José Alfonso** geschrieben und im diktatorischen Portugal verboten, gilt es als Hymne der portugiesischen Nelkenrevolution 1974. Das akkordierte Signal zum Sturz des faschistischen Regimes im Estado Novo am 25. April 1974 erfolgte über das Radio. Im katholischen Sender Rádio Renascença wurde es als eines von zwei Liedersignalen abgespielt. Heute wird „Grândola, Vila Morena“ gemeinsam auf Demonstrationen gesungen und gilt als Hymne der Protestbewegung gegen die Austeritätspolitik. 2013 wurde etwa eine Rede des portugiesischen Ministerpräsidenten Pedro Passos Coelho zur Sparpolitik der Regierung im portugiesischen Parlament durch dieses Lied gestört.

Von Freiheit nicht genug

Der Berliner Rapper **Tapete** kritisiert damit die „Das wird schon seine Richtigkeit haben“-Haltung vieler gegenüber von Polizeiübergriffen, Hausräumungen und freiheitseinschränkenden Gesetzen und fordert zum Handeln auf: „Sie sagen: Was beschwert ihr euch? Euch geht's verhältnismäßig gut. Woanders hungern sie, und ihr bekommt von Freiheit nicht genug. Wir sagen: Ja, so sieht es aus. Wir laden alle herzlich ein, besetzt die Häuser hier im Land. Lasst uns Gefangene befreien.“ Tapetes Lieder sind Creative Commons-lizenziert und unter www.tapeteberlin.de zum Download verfügbar.

Auszug aus der Auswahl für die August-2014-Sendungen

Die Radio Stimme-Musiksendungen von 5. und 19. August 2014 können online nachgehört werden.

Das Sendungsarchiv von Radio Stimme finden Sie unter: www.radio-stimme.at



das politische magazin
abseits des mainstreams

auf freien radios und im internet

www.radiostimme.at

Wien	Orange 94.0
Innsbruck	FREIRAD
Graz	Radio Helsinki
Kärnten / Koroška	Radio AGORA
Bludenz	Radio Proton
Salzburg	Radiofabrik
Linz	Radio FRO
Salzkammergut	Freies Radio Salzkammergut
Kremstal	Freies Radio B138
Berlin	Radio Alex



Planquadrat. Kontrollbesuch der Polizei in einem Gastarbeiterquartier, um 1975; Foto: ÖNB Bildarchiv, Bestand Harry Weber, Hll vp 4603



Planquadrat Polizei Wien 1974; Foto: ÖNB Bildarchiv, Bestand Harry Weber, Hll vp 023901

Planquadrat „Gastarbeiterquartiere“ im Visier

Zwei Fotos. Auf den ersten Blick verbindet sie nicht mehr als ihr Urheber, der österreichische Fotograf Harry Weber (1921-2007). Das eine, bei Tageslicht aufgenommen, zeigt fünf Personen in einem Innenraum einer heruntergekommenen Wohnung. Die dominanten Sehgewohnheiten legen nahe, dass es sich dabei um eine Familie handelt: Vater, Mutter und die drei Kinder. Von den Wänden bröckelt der Verputz ab, auch der Fußboden weist starke Gebrauchsspuren auf. Das Foto eröffnet den Blick in eine Wohnung von Menschen, die nicht viel ihr eigen nennen können. Die fünf Personen posieren für die Kamera: Die Frau, hübsch angezogen, ist mit den Kindern als eine Einheit am Rande des Bettes positioniert, mit Blick Richtung Kamera, während der Mann auf dem Bett ausgestreckt liegt und eine Zeitschrift in der Hand hält, die sein Gesicht verdeckt – als ob er sein Gesicht und somit seine Identität vor dem Auge der Kamera schützen wolle. Er ist seltsam entrückt von den anderen Personen und vom fotografischen Geschehen. Und doch in Pose mit patriarchalem Gestus, das Bett einnehmend. Die Fotografie ist mit dem irritierenden Titel versehen: „Planquadrat. Kontrollbesuch der Polizei in einem Gastarbeiterquartier“. Datiert „um 1975“.

Das andere, das zweite Foto, ist im Außenraum bei Dunkelheit aufgenommen. Zu sehen ist ein Mann, der dabei ist, einen Koffer in einen weißen Bus einzuladen. Gleich wird ihm ein weiterer folgen, der hinter ihm mit einem großen weißen Bündel in der rechten Hand wartet. Neben ihnen und um sie herum stehen weitere Männer, teilweise uniformiert, das Prozedere beobachtend oder überwachend. Auf der hinteren Bank des Busses haben bereits zwei Männer Platz genommen, bereit für die Abfahrt.

Während das erste Foto bei genauerer Betrachtung den Eindruck einer wohldurchdachten Inszenierung für die Kamera erweckt, stellt die zweite Aufnahme das Produkt der Dokumentation eines unmittelbaren Geschehens dar, das sich vor der Kamera abspielt. Es ist Teil einer Bildserie von 23 Aufnahmen, die mit dem Titel „Planquadrat Polizei Wien 1974“ versehen wurde. Die Serie enthält weitere Aufnahmen der zwei Männer, aber auch von anderen, die aus dem Haus in der Rueppgasse 37 im zweiten Wiener Gemeindebezirk kommen und offensichtlich mitgehen müssen, weil sie nicht die richtigen Papiere vorweisen können. Andere Bewohner_innen des Hauses – Männer, Frauen und Kinder – lehnen sich aus den hellerleuchteten Fenstern ihrer Wohnungen und beobachten das Geschehen. Einige wenige lächeln und wenden sich direkt der Kamera zu, andere verdecken ihr Gesicht mit beiden Händen, so als ob sie sich vor den hellen Schweinwerfern, die auf das Haus zielen, oder den neugierigen Blicken der vor Ort anwesenden Journalist_innen schützen wollten.

Harry Weber ist nicht der einzige, der mit der Kamera vor Ort war. Weitere Recherchen haben ergeben, dass sich das Ereignis in der Nacht vom 30. August auf den 31. August 1974 kurz vor Mitternacht im Zuge einer großangelegten Razzia der Wiener Polizei im Zweiten Bezirk zugetragen hat. Zwei Fotografien von Harry Webers Bildserie wurden in der Österreich-Ausgabe der Zeitschrift *Stern*, für die Weber zum damaligen Zeitpunkt arbeitete, für eine Reportage zur Razzia verwendet.^[1] Das Haus in der Rueppgasse 37 machte ein paar Wochen später erneut in den Medien als „Elendsquartier für Gastarbeiter“ Schlagzeilen.

Zu Beginn der 1970er Jahre rückten sogenannte Elendsquartiere in den Fokus medialer, politischer und sicherheitspolizeilicher Diskurse und Maßnahmen. Sie bildeten den zentralen Bestandteil eines sich herausbildenden Problem-Diskurses über Migration. Als Folge davon wurden einerseits verstärkte Sanktionen gegen Hausbesitzer_innen gefordert, die durch die Vermietung von überbelegten, überbelegten Wohnungen und Zimmern mit zum Teil katastrophalen sanitären Bedingungen profitierten. Andererseits rückten die Quartiere zunehmend ins Visier sicherheitspolizeilicher Kontrollen, um neben der Feststellung etwaiger Missstände in der Quartiersfrage vor allem jene Migrant_innen zu „fassen“, die ohne geregelte Arbeits- und Aufenthaltserlaubnis in Österreich lebten. Für das Jahr 1974 hatten sich die Sozialpartner auf ein verschärftes Vorgehen gegen die „Touristenbeschäftigung“ und intensivere Kontrollen der Privatunterkünfte geeinigt.

Der genaue Entstehungszusammenhang des ersten „Planquadrat“-Fotos ist ungeklärt. Für mich weist es trotz inhaltlicher Unterschiede Bezüglichkeiten zur Bildserie über die dokumentierte nächtliche Razzia auf. Nicht nur im Hinblick auf den Titel und das Ereignis, das es zitiert, sondern auch dahingehend, wen es abbildet. In beiden Fällen steht die Gruppe der Migrant_innen im Visier des Fotografen. Doch anders als in der Bildserie zur Razzia, in der sich die Gewalt der Polizei mit jener der Medien bündelte, musste sich der Fotograf für das erste Foto vorab die Zustimmung derjenigen einholen, die er porträtierte. Das schlägt sich auch im Bildinhalt nieder. Über seine Praxis des Fotografierens von Menschen soll Weber gesagt haben: „Ich fotografiere sie zuerst, und dann unterhalte ich mich mit ihnen. Da erst lerne ich sie besser kennen, und manchmal mache ich dann neue Bilder, andere Bilder.“^[2]

[1] Stern 13.9.1974, Nr.38/37Jg., 9-13.

[2] Aigner, Carl: Harry Weber. Ein photographisches Bilderleben, Wien-München: Christian Brandstätter 2001, 14.



**DER HOLOCAUST
IN DER LITERARISCHEN
ERINNERUNG**

AUTOBIOGRAFISCHE AUFZEICHNUNGEN
VON UDO DIETMAR UND ELIE WIESEL

ANTONIA BARBORIC

Der Holocaust in der literarischen Erinnerung. Autobiografische Aufzeichnungen von Udo Dietmar und Elie Wiesel.

Von Antonia Barboric.
Wien: Böhlau Verlag 2014.
332 Seiten; EUR 49,--
ISBN 978-3-205-79524-7

Erleben, Erinnern, Erzählen

Vergleich von zwei autobiografischen Büchern über das Grauen in Konzentrationslagern: Elie Wiesels „Die Nacht“ und Udo Dietmars „Häftling X“.

Unter den Büchern, die dem heterogenen Feld der „Holocaust-Literatur“ zuzuordnen sind, ist Elie Wiesels „Die Nacht“ eines der bekanntesten. Dieser Bericht des Friedensnobelpreisträgers beschreibt seine Internierung ins Konzentrationslager als Jugendlicher. Der junge Wiesel war 1944 von Sighet zuerst nach Auschwitz deportiert worden, überlebte das KZ Buchenwald, Familienmitglieder wurden ermordet. In knappen, sparsamen, aber eindrucksvollen Sätzen und mit nur wenigen Reflexionen erzählt hier eine Stimme, die vom Schrecken des KZ persönlich Zeugnis ablegen möchte. Zugleich hat Wiesel den autobiografischen Stoff auch mit literarischem Anspruch verarbeitet. Jahre nach seiner Befreiung schrieb er seine Erinnerungen nieder, zuerst auf Jiddisch, dann in einer verkürzten und veränderten Fassung auf Französisch.

Zu einem weit früheren Zeitpunkt, 1946, wurde der Bericht „Häftling ... X ... in der Hölle auf Erden!“ verfasst, sein Schöpfer ist unbekannt, Udo Dietmar ein Pseudonym. Aus diesem Text spricht die Unmittelbarkeit und das Bedürfnis, von den Schrecken

chronologisch, deutlich Bericht zu erstatten. Dieses Werk gehört zu den sehr frühen Auseinandersetzungen mit dem Holocaust.

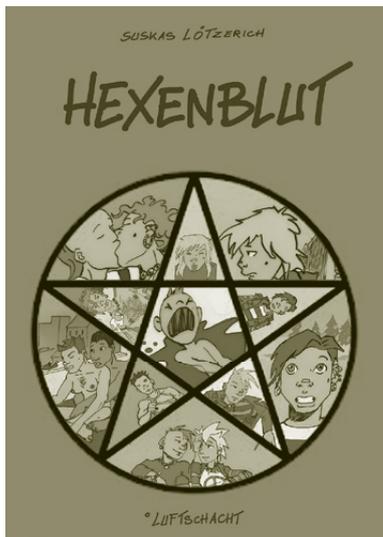
Antonia Barboric wissenschaftliches Buch „Der Holocaust in der literarischen Erinnerung“ stellt diese beiden beeindruckenden Texte gegenüber, oder vielmehr nebeneinander, und zeigt die Bandbreite an erzählerischen und stilistischen Mitteln und Qualitäten, in denen die Erlebnisse im Konzentrationslager geschildert werden. Wiesels autobiografisches Werk gehört eindeutig dem literarischen Kanon an, Dietmars „Häftling X“ hingegen wird bislang von der Rezeption eher als Zeitdokument wahrgenommen, weniger als Text mit literarischen Qualitäten. Gerade diese Neubewertung scheint aber für Barboric überfällig, sie plädiert dafür, auch anderen faktischen Texten einer frühen Holocaustliteratur, die unmittelbar nach 1945 entstanden sind, zu ihrem eigenen Stellenwert in der (Literatur-)wissenschaftlichen Wahrnehmung zu verhelfen.

Dazu untersucht und vergleicht sie die Literarizität dieser persönlichen Zeugnisse, folgt den

Erzählstrategien und den einzelnen Figuren im Werk. Eingangs unternimmt sie eine genauere Begriffsklärung darüber, was Holocaust-Literatur und das Berichten über die Shoah charakterisiert. Auch geht sie der Frage nach, wie undarstellbar das vermeintlich Undarstellbare wirklich ist und leistet mit der Analyse der Texte etwa hinsichtlich der Einbeziehung der Lesenden oder der Chronologie des Berichtens einen wichtigen Beitrag zur Erforschung dieser Literatur.

Diese Untersuchung stellt eine Neuheit dar, weil eine Gesamtbetrachtung der Holocaust-Literatur bisher fehlte. Damit leistet Barboric nicht nur für die Literatur- sondern auch für die historische Praxis mit Texten eine wichtige Arbeit. Darüber hinaus ist dieses Buch interessant für alle, die sich mit dem literarischen Thema und den Quellen beschäftigen. In klarer, anschaulicher Sprache bringt es Barboric zuwege, ein komplexes Thema auf einem so schwierigen Terrain erhellend und gut lesbar darzustellen.

Madeleine Napetschnig



„Ich will ein Junge sein!“ Eine Comicbiografie

Ein Kind will ein Junge werden. Welche Widerstände, Freuden und Erfahrungen ihm dabei begegnen, zeigt dieser Comic eindrucksvoll.

Es fällt mir nicht leicht, einen Comic nur in Worten zu beschreiben. Irgendwie spielt das Medium doch auch eine Rolle, und ein Text ohne Bild kommt mir nach dem Lesen des Comics eindimensional und verkürzt vor. Wenn ich ein guter Zeichner (oder gut in Computer-Zeichenprogrammen) wäre, würde ich einen Comic zeichnen. Da das nun leider nicht der Fall ist, muss ich mich mit m/einer Übersetzung von Bild und Schrift in Schrift allein zufrieden geben.

„Ich will ein Junge sein!“ Dieser Satz ist quasi Programm. In der trans*inter*-Comic-Biografie geht es um die Hauptfigur Suska. Wir erleben seinen Weg von der Geburt im Jahr 1979 bis zum Trampen 2010 als junger Erwachsener zur Comicmesse in Erlangen. Dazwischen liegen verschiedene Geschlechtszuschreibungen durch Medizin, Staatsverwaltung, Familie, Schulen, Freund_innen und Suska selber.

„Ich will ein Junge sein!“ taucht immer wieder auf, wird verworfen, gebrochen, wieder aufgenommen. Dazwischen liegen verschiedene Geschlechtererfahrungen zu Hause, am Spielplatz, in der Schule, in Szenen, auf Partys, in Sex und Beziehungen, in Unis und so weiter. Es geht um Zurichtung und eigene Wünsche – die paradoxerweise nicht immer im Gegensatz zueinander stehen müssen, auch wenn sie Widerstand hervorrufen. Es geht um unterschiedliche Formen des alltäglichen Widerstands als Kind, als Jugendlich* und als Erwachsener. Und um verschiedene Strategien, wie eine enge gesellschaftliche Norm von zwei klar zuordenbaren und immer gleich bleibenden Geschlechtern Mann und Frau umgangen werden kann – zumindest für kurz. Es geht auch um Freundschaft, Zusammenhalt und Unterstützung, und ganz viel um Gefühle.

„Man könnte auch sagen: Diese Geschichte, sie ist wahr!“, und zwar nicht nur für Suska. „Hexenblut“ ist eine sehr persönliche Geschichte, die mich an einiges in meinem Leben erinnert und bestimmt auch viele andere Personen anspricht. Feminist_innen werden sich darin genauso sehen können wie Inter*- und Trans*Personen, „Normalos“ genauso wie Punks, Heteros genauso wie Schwule und Lesben, und Queers sowieso, Trans*Männer mit Testo und OPs genauso wie ohne, Freund_innen genauso wie Eltern und Geschwister. Und so weiter. Und das Ende birgt einen wunderschönen Widerspruch, wie ihn nur das Leben schreiben kann (den ich jetzt aber nicht verrate).

Ein Comic also für alle, die sich für Geschlecht im Alltagsleben interessieren – egal mit welchem Fokus.

Persson Perry Baumgartinger

Hexenblut.
Von Suskas Lötzerich.
Wien: Luftschacht Verlag 2014.
144 Seiten, EUR 15,90
ISBN 978-3-902844-40-8

Von Bäumen, Protesten und Krisen in der Türkei

Ilker Ataç

Ilker Ataç widmet sich den ökonomischen und politischen Veränderungen, die bis heute die Türkei bestimmen, und geht der Frage nach, wie das Verhältnis von Staat und Ökonomie seit 1980 verändert wurde.

Mit einem IWF-Strukturanpassungsprogramm hat im Jahr 1980 das damalige Militärregime der Türkei den Grundstein für die Liberalisierung gelegt. Dieser Kurs wurde von der konservativ-liberalen ANAP in der Özal-Ära nicht nur gehalten, sondern weiter ausgebaut. Die Wirtschaftskrise 2001 führte zu weiteren radikalen Veränderungen im Staat-Ökonomie-Verhältnis. In diesem Zuge wurde das „Programm zum Übergang in die starke Ökonomie“ eingeführt. Im Krisenklima ging die AKP unter der Führung Recep Tayyip Erdogans aus den Wahlen 2002 als Gewinner hervor.

Der seit 1980 andauernde Umbau- und Liberalisierungsprozess und die Folgen werden von Ilker Ataç minuziös herausgearbeitet: Verbote von Gewerkschaften, Einschränkungen der demokratisch-parlamentarischen Strukturen, Entkopplung der Wirtschaftspolitik vom Parlament und Ausweitung und Zentralisierung der Entscheidungsgewalt beim Staatspräsidenten zählen

zu den Interventionen, um den Weg für das Großprojekt Neoliberalismus frei zu machen. Ataç stellt Schwerpunkte, Kontinuitäten und Brüche zwischen dem exportorientierten Modell der Özal-Ära und der kreditbasierten Finanzpolitik der AKP-Regierung heraus.

Ilker Ataç ist ein Kenner des seit Jahren stattfindenden wissenschaftlich-kritischen Diskurses in der Türkei. Komplexe ökonomisch-politische Zusammenhänge werden von ihm konkret entschlüsselt und anschaulich vermittelt. So genau, dass mir als Leserin angesichts der Entwicklungen, Krisen und Gegenstrategien manchmal der Atem stockte. Ataç ist eine wissenschaftliche Analyse und zugleich ein politisches Porträt eines neoliberalen Staates und seiner Macher*innen gelungen, die oppositionelle Positionen ausschalten, technokratische Strukturen aus- und parlamentarische Rechte abbauen oder verschieben, um die große Maschine Neoliberalismus

weiterzutreiben. Deutlich wird: Der Neoliberalismus ist ein umkämpftes Terrain.

Beim Lesen des Buches werde ich an Berichte und eigene Beobachtungen erinnert: Familienangehörige, die mühsam Ersparnis in US-Dollars wechsellern, um sich vor der Inflation der Türkischen Lira zu retten. Arbeiter*innen, die (symbolisch) ihre Kinder versteigern, da die Löhne nicht für das tägliche Mahl der Familien reichen. Lichter in privaten Haushalten werden plötzlich ausgeschaltet. Arbeiter*innen verlassen ohne Schuhe die Fabriken. Diese flüchtigen und kämpferischen Zeichen, Streiks und Widerstände sind die Vorläufer der Gezi-Park-Proteste gegen die neoliberale Regierungstechnik.

Noch ist der türkische Neoliberalismus weder schmeichelnd noch verführend, sondern repressiv und autoritär. Ist eine Wende zu einem anderen, besseren Leben noch denkbar und möglich? —

Ayşe Güleç



Ökonomische und politische Krisen in der Türkei.
Die Neuformulierung des peripheren Neoliberalismus.
Von Ilker Ataç.
Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot 2013.
191 Seiten, EUR 24,90
ISBN 978-3-89691-911-3

Affekt und Geschlecht Eine Einführung

Was haben Wut, Ekel, Glück, Liebe und Distanz mit Rassismus, Haut, Heteronormativität und Körper zu tun? Damit beschäftigt sich der Sammelband „Affekt und Geschlecht“.

Wer sich heutzutage an der Uni mit Queer, Rassismuskritik oder Postkolonialismus beschäftigt, kommt um die so genannte Affekttheorie nicht herum. Namen wie Cvetkovich und Berlant, Ahmed und Chen, Probyn und Sedgwick sind vielen ein Begriff. Bisher gibt es jedoch von diesen (noch sehr jungen) „Klassikern“ – also den Texten, die gelesen werden sollten – keine deutschen Übersetzungen. Das hat sich nun mit dem Buch „Affekt und Geschlecht. Eine einführende Anthologie“ geändert.

Das Buch schreibt sich zur richtigen Zeit in einen vielleicht neuen Kanon ein. Die Herausgeber_innen stellen drei Aspekte der wissenschaftlichen Theorie mit, um und zu Gefühlen vor und teilen den Band entsprechend in folgende drei thematische Abschnitte: „Affektive Politiken – Politiken der Affekte“, „Affektive Grenzen und Durchlässigkeiten“ und „Lektüren von Affekten – Affektive Lektüren“. Zu jedem der drei Aspekte wurden

zwei Grundagentexte ins Deutsche übersetzt. Jeder Abschnitt wird ergänzt durch zwei bis drei Artikel, in denen die Grundagentexte aufgenommen, interpretiert und angewendet werden. Damit werden nicht nur die Grundagentexte, sondern auch ihre möglichen Anwendungen vorgestellt. Ein interessantes Konzept, das meiner Meinung nach aufgeht.

Inhaltlich geht es in dem Buch eigentlich um viel mehr als „nur“ um Affekt und Geschlecht im engeren Sinn: Es geht um Gefühle und Rassismus, um Emotionen und/oder Affekt, um Glück als nationalstaatliches „Heilsversprechen“ und darum, was das mit der so genannten „Regenbogenfamilien“-Politik zu tun hat. Es geht um Haut als Kontaktzone rassistischer Projektionen, um Scham beim Schreiben oder wie Schreiben Gefühle hervorbringt, und um die Produktion von Gefühlen von außen und von innen. Um einen neuen Blick auf Depres-

sion als etwas Alltägliches und als Kraft. Und nicht zuletzt geht es um Politik und postkoloniale Zusammenhänge, um Solidarität als Verinnerlichung oder als soziale Kräfte entfesselndes Gefüge, um Gefühle als Machtfunktion, um affektive Regime. Um Ich versus die Anderen und um Wir versus die Anderen, um neue Gruppengrenzen, um Macht und Widerstand und um vieles mehr.

Die meisten Texte des Buches sind in einer wissenschaftlichen Fachsprache geschrieben, die einen etwas einfacheren, die anderen etwas komplizierteren für Nichteingeweihte. Aber für alle, die – innerhalb und außerhalb von Fachhochschulen und Universitäten – neugierig sind auf eine spannende Theorie, die sich mit Gefühlen, Gesellschaft und Regimen beschäftigt, ein empfehlenswertes Grundlagenbuch. —

Persson Perry Baumgartinger



Affekt und Geschlecht.
Eine einführende Anthologie.
Von A. Baier, C. Binswanger,
J. Häberlein, Yvonne Nay,
A. Zimmermann (Hg.).
Wien: Zaglossus 2014.
484 Seiten, EUR 24,95
ISBN 978-3-902902-10-8

stimme 93 »

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

Romane Thana

Orte der Roma und Sinti

Romano Centro und Initiative Minderheiten realisieren in Kooperation mit dem Wien Museum und dem Landesmuseum Burgenland im Februar 2014 die Ausstellung „Romane Thana – Orte der Roma und Sinti“.

Die Ausstellung zeigt die Geschichte der Roma und Sinti in Österreich anhand von Orten, die für diese Minderheit wichtig waren oder sind. Etwa die Romasiedlungen im Burgenland, die Vernichtungslager des Holocaust, Oberwart – Ort des Bombenattentats 1995, der Busbahnhof in Wien Erdberg, aber auch die Romavereine als Orte der politischen Emanzipation. Erstmals werden in dieser Ausstellung auch die Perspektiven der Roma und Sinti selbst gezeigt.

In der Winterausgabe der **stimme** bringen wir eine Vorschau auf die Inhalte der Ausstellung.

stimme Abonnieren!

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

Die **stimme** erscheint seit 1991 als einzige minderheitenübergreifende Zeitschrift in Österreich. Seit 23 Jahren informieren wir über die Anliegen und Forderungen der minorisierten Gruppen, diskutieren die Entwicklungen in der Minderheitenpolitik und treten für die Bildung von minoritären Allianzen ein.

Die **stimme** wird regelmäßig an rund 4000 Personen und Einrichtungen versandt. Knapp 200 davon sind zahlende AbonnentInnen.

Ein **stimme**-Jahresabo kostet nur 20 Euro. Als Mitglied der Initiative Minderheiten bekommen Sie die **stimme** kostenlos.

Abonnieren Sie die **stimme** – schicken Sie uns ein E-Mail an: office@initiative.minderheiten.at

Ich möchte ein **stimme**-Jahres-Abo bestellen

Ich möchte Mitglied der Initiative Minderheiten werden

Ich möchte ein **stimme**-Zweijahres-Abo bestellen

Ich möchte förderndes Mitglied der Initiative Minderheiten werden

Vorname(n):

Nachname(n):

Adresse:

E-Mail:

Jahresabonnement (vier Hefte) inkl. Versand:
Inland EUR 20,- | Ausland EUR 30,-
Zweijahresabonnement: Inland EUR 38,-
Ausland EUR 58,- | Mitgliedschaft: EUR 25,-
Fördernde Mitgliedschaft: ab EUR 100,-

Aboverwaltung: Kai Kovrigar
Tel. & Fax: (+43 1) 9669001
abo@initiative.minderheiten.at
www.initiative.minderheiten.at
www.zeitschrift-stimme.at

WO KANN ICH MICH ALS UNTERNEHMER/IN ZU HAUSE FÜHLEN?

SERVICE

NETZWERK
DIVERSITY

01/514 50-1070

E diversity@wkw.at
W wko.at/wien/diversity



WKO WIEN
WIRTSCHAFTSKAMMER WIEN
Weiter kommen.

Fit für das Österreichische Sport- und Turnabzeichen (ÖSTA)

**Bewegung macht Spaß und ist gesund -
und dann gibt's auch noch eine Belohnung dafür ...**

Das **Österreichische Sport- und Turnabzeichen für Jugendliche (ÖSTA-J)** ist eine Anerkennung für vielfältige sportliche Leistungen.

Für fünf Leistungsprüfungen winkt eine **Urkunde vom Sportministerium** sowie **Stoff- und Metallabzeichen**.

Los geht's für Mädchen und Buben ab dem Erreichen des 14. Lebensjahres.



Das Europa-Jugendспортabzeichen

Wer das ÖSTA-J in Silber oder Gold erworben hat, darf auch das Europa-Jugendспортabzeichen tragen, welches gleichzeitig verliehen wird.

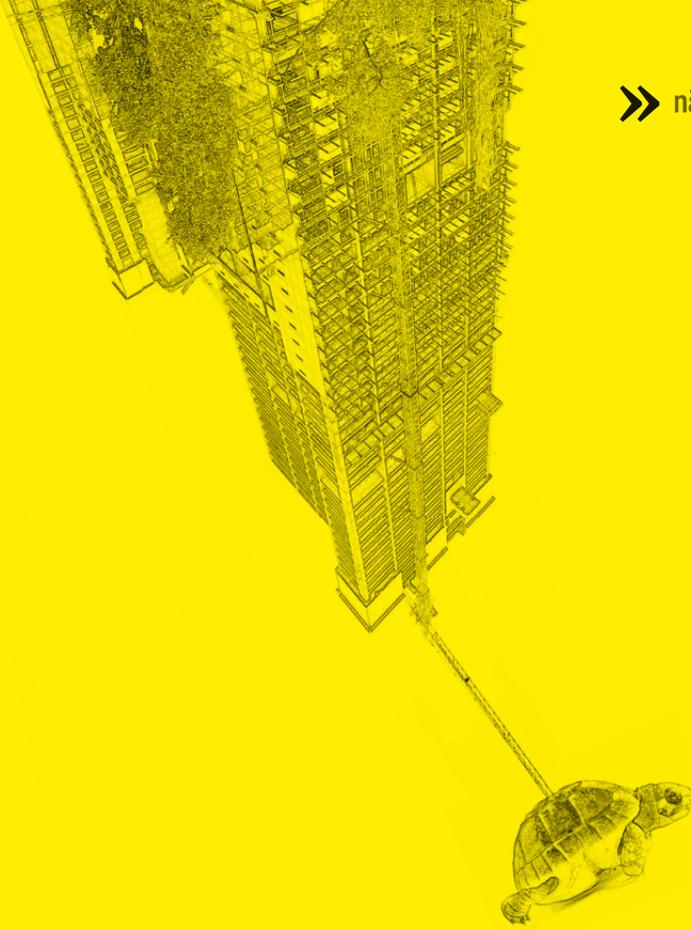
Weitere Informationen gibt's unter www.oesta.at
und in der **ÖSTA-Geschäftsstelle im Sportministerium**
1040 Wien, Prinz-Eugen-Straße 12, Tel. +43 1 50199 DW 5230 od. 5231
Fax +43 1 505 54 56, E-Mail: sport.austria@sport.gv.at

 **SPORT**
MINISTERIUM

 **östa**

Erscheinungsort: Innsbruck | Verlagspostamt: 6020 Innsbruck | P.b.b. | Bürgerinitiative Demokratisch Leben | Stimme Nr. 92 | Aufgabepostamt: 1239 Wien | Zulassungsnummer: GZ 02Z031717 S | Österreichische Post AG/Sponsoring Post | Rücksendeadresse: Initiative Minderheiten, Gumpendorferstraße 15/13, 1060 Wien | ISSN: 2306-9287

» nächste **stimme** erscheint im Dezember 2014



BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH

KUNST

BM | **BF**

bmwfi
Bundesministerium für
Wirtschaft, Familie und Jugend

WIEN
KULTUR 

 kultur
burgenland


tirol
Unser Land